



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1913

4 (1913)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Bruckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

31. Jahrgang.
Nr. 4

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1,50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

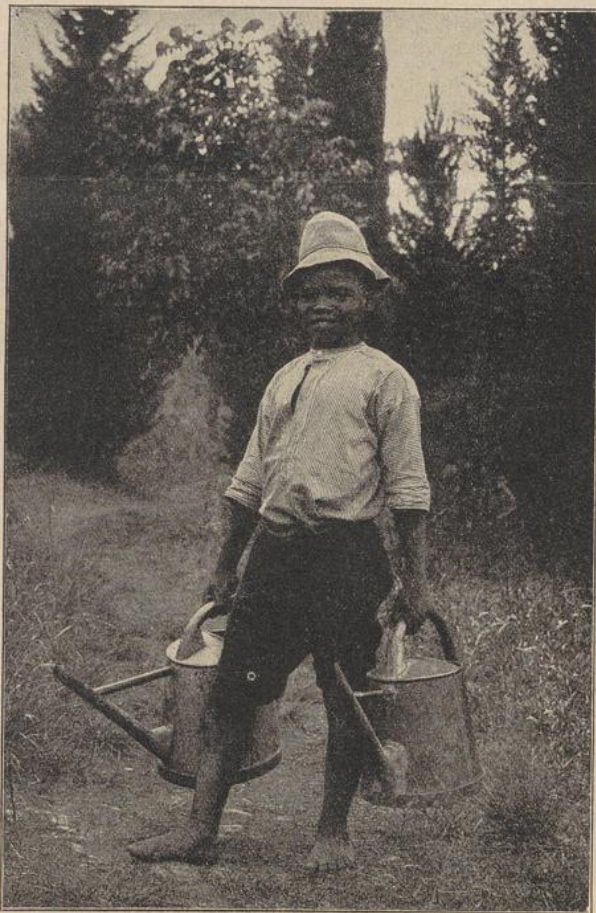
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Ein treuer Gärtnergehilfe.

Köln a. Rh.
April 1913.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

— O f f e r n. —

Alleluja! Auferstand'ner,
Jubelnd grüßt Dich heut die Welt.
Heil Dir! Aus der Hand des Todes
Machtlos heut das Repter fällt.

Alleluja! singt die Kirche,
Deine makellose Braut,
Die auf Golgatha entsprungen,
Noch von Deinem Blut betaut.

Alleluja! sing, o Seele,
Heut erlöst von Sünd' und Tod,
Ueber Gräbern, über Gräften
Lagt ein himmlisch Morgenrot.

Alleluja! Auf den Fluren
Tönt ein freud'ner Widerhall;
Frühlingskräftig keimt und sproßt es,
Grünt und blüht es überall.

Alleluja! Will mich schmücken;
Gib mir Deiner Gnade Pief!
Alleluja! Du Erftand'ner,
Bringft das ewige Leben mir.

Alleluja! Meine Leier
Kenn' nur einen süßen Sang,
Dich zu loben, Dich zu preifen,
Dich, der Sünd' und Tod bezwang.

M.

Gott will es!

(Schluß.)

„Selbftverftändlich“, fo fuhr Herr Lehrer Janfen in feiner herrlichen Rede fort, „denke ich nicht daran, der Miffionskunde als einem neuen Lehrfach das Wort zu reden. Der Unterricht in Katedhismus, in der biblifchen Gefchichte, die Kirchen-, Heiligen- und Weltgefchichte, fo wie die Geographie führen uns oft genug und ganz von felbft auf die großen Miffionare der Vergangenheit und Gegenwart, auf die Miffionen und ihre Tätigkeit. Das Leben und Wirken eines hl. Bonifatius, eines heiligen Rupert, eines hl. Severin usw. kann in der deutlichen Gefchichte ebenfowenig übergangen werden, als in der Kirchengefchichte die Großtaten eines Franz Xaver in Indien und Japan. China ruft in uns nach die Tätigkeit des berühmten Vaters Adam Schall von Bell, aus einem freiherrlichen Gefchlecht Kölns, der im 17. Jahrhundert als Miffionar, Aftronom und Obermandarin am Hofe von Peking wirkte. Wir fprechen von den Erfolgen des Vaters Freinademetz, von der Ermordung deutlicher Miffionare, welche Tat durch das Eingreifen Deutschlands von China gefühnt wurde. Afrika erinnert uns z. B. an Vater Schunje, den Begleiter des Reichskommissars von Wismann und Emin Paschas, und führt uns auf das Miffionsfeld deutlicher Miffionare in unferen Kolonien.

Eines foll hier nicht vergessen werden: Unsere Brüder und Schwestern, die hinauszogen, bewahrten euch in fernen Landen eine echte, unübertriebene Heimats- und Vaterlandsliebe. Die Miffionare haben als Pfleger des Deutfthums, als Pioniere deutlicher Gefinnung und Gefittung unferem Vaterlande draußen in der Welt Ehre, Ruhm und Anfehen bereitet. Darum ift die Förderung des Miffionswerkes in der Schule zugleich eine deutliche und nationale Tat.

Zur Ehre meines Standes fei es gefagt, daß es heute noch viele Lehrer und Lehrerinnen gibt, die für das Miffionsweſen großen Eifer an den Tag legen. Und mit Erfolg! So legten in einer Schule die Kinder ihrem Lehrer zu feinem Namenstage auf befränztem Katheder eine Geldſumme nebf Zettel mit der Aufſchrift: „Für ein Heidenkind, zu taufen auf den Namen des Herrn Lehrers.“ In einer Lehrerfamilie wurde für jedes Familienmitglied ein Heidenkind gekauft und zu jeder Kommunionfeier eines Kindes einem bekehrten Neuchriften die Vorbereitung zur Erftkommunion ermöglicht. Es ift ſchade, daß Leute von

folcher Gefinnung nicht immer Millionäre find. Beſonders der Eifer mancher Lehrerinnen muß lobend hervorgehoben werden. Sie laffen durch die Kinder ganze Mengen von Freimarken, Staniol usw. fammeln, oder fertigen Kleidungsstücke für die armen Heidenkinder an.

Wenn wir nun Jugend und Volk für dieſe Sache gewinnen, fo werden nicht nur die Mittel für die Heidenmiſſion geſteigert, ſondern auch die Gaben für andere fromme Zwecke. Wünfchenswert wäre es, daß die Tätigkeit von Familie und Schule in Kirche und Gemeinde durch einen ſogenannten Miſſionsſonntag gekrönt würde, wie er ſchon mancherorts beſteht. Dieſer würde den Miſſionsgedanken in die Häuſer und in die Herzen tragen.

Für Alkohol werden alljährlich auf den Kopf unſerer Bevölkerung vierzig Mark ausgegeben, für Miſſionszwecke aber bloß zwanzig Pfennig. Laßt uns beſſer werden, dann wird's beſſer ſein! Wer viel hat, gebe viel, wer wenig hat, gebe von dem wenigen willigen Herzens, dann wird je de Familie zu einer Hilfsaktion werden für die katholiſche Miſſion, und jede Schule zu einer Pflegetätte künftiger Miſſionare.

An alle katholiſchen Lehrer und Lehrerinnen aber möchte ich die Bitte richten: „An die Arbeit! Gott will es. Setzet alle eure Kräfte ein zur Erhaltung und Entfaltung des Glaubenslebens im eigenen Land und zur Bekehrung und Rettung der Heidenvölker in allen Weltteilen!“

Eine Miſſionsreiſe in alter Zeit.

(Schluß.)

Volle acht Tage ſchwammen bereits unſere gebrechlichen Fahrzeuge auf hoher See. Wir hatten mittels einer der geretteten Seefarten die Richtung nach Mozambique eingefchlagen. Das Wetter war überaus klar und ſchön, doch der Wind war uns entgegen, und da uns überdies die Lebensmittel auszugehen drohten, ſahen wir uns genötigt, den Lauf zu ändern und nach Soſala hin zu ſegeln.

Während einer finſteren Nacht ſtieß unſer Boot auf eine verborgene Klippe. Es entſtand ein bedeutender Leck, den man, da nichts anderes vorhanden war, notdürftiger Weiſe mit Sammet verſtopfte. Trotzdem war in dem tiefgehenden Fahrzeug das eindringende Waſſer kaum noch zu bewältigen. Endlich am Abend des achten Tages glaubten wir aus verſchiedenen Anzeichen uns in der Nähe von Land zu befinden. Um aber nicht während

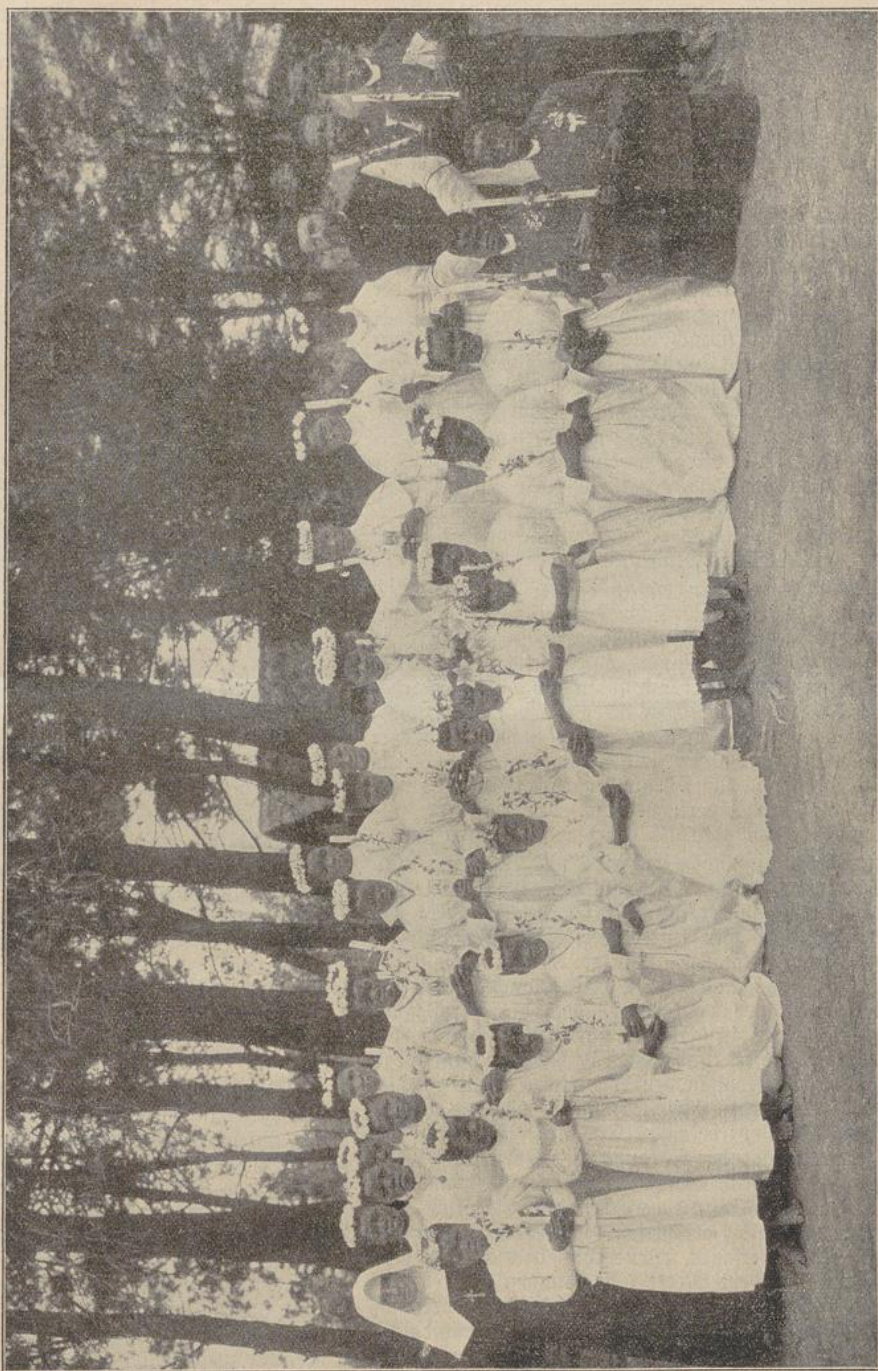
der Nacht an dieser höchst gefährlichen Küste zu scheitern, sankte man in Ermangelung eines Ankers einen mit Talern gefüllten Sack in die Tiefe. Wenn es ans Leben geht, muß jede andere Rücksicht weichen! —

Wirklich erfreute uns am Morgen der Anblick von Land; zugleich aber erhob sich ein heftiger Sturm, der uns mit solcher Gewalt ans Land warf, daß Boot und Floß in Stücke zerschellten. Ausgehungert und ganz erschöpft, wie wir samt und sonders waren, konnten wir aus der tosenden Brandung nur mit vieler Mühe aufs Trockene kriechen. Nachdem wir etwas Atem geschöpft hatten, errichteten wir vor allem ein Kreuz, um dem Himmel für unsere fast wunderbare Rettung zu danken. Dann sahen wir uns nach einem trinkbaren Wasser um, unsern glühenden Durst zu stillen.

Da wir zusammen 75 Personen waren, wagten es die Kaffern, die in der Nähe standen, nicht herbeizukommen, ob schon wir sie durch Zeichen und Gebärden gar dringend darum baten. Als aber ihre Zahl auf etwa 200 angewachsen war, machten sie auf uns einen feindslichen Angriff. Wohl stellten sich mehrere der Unsrigen, die mit Degen bewaffnet waren, zur Gegenwehr, da es uns jedoch an Schusswaffen fehlte, mußten wir uns, nachdem einige von den Pfeilen der Wilden verwundet worden — waren, auf

Gnade und Ungnade ergeben. Sie fielen nun grimmig über uns her, nahmen uns die Kleider und Waffen und führten zwei von uns, die ihnen als die Vornehmsten und Angesehensten erschienen, gefangen mit sich fort.

Wir übrigen eilten, sobald sie sich entfernt hatten, aus dem gefährlichen Bereiche fort und irrten ohne Kleidung und ohne Nahrung fast die halbe Nacht an dem woglosen Strande hin und her in der stillen Hoffnung,



Erstkommunikanten von Kevelaer, Südafrika. Rechts, P. Vereon Stach, Superior, links, Schw. Huberta, Lehrerin.

die Mündung eines Flusses und an derselben ein portugiesisches Schiff anzutreffen. Endlich konnten wir nicht mehr weiter und sanken vor Durst und Ermattung zu Boden. Einige gruben sich in den Sand ein, andere bedeckten sich mit Zweigen und Baumblättern, aber zu

einem erquickenden Schlafe kam keiner; Kummer und Aufregung waren zu groß.

Mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort; kaum aber waren wir eine kurze Strecke weit gewandert, als schon ein großer Haufen Kaffern über uns herfiel und uns gleich einer Viehherde nach ihren Wohnsitzen trieb. Sie gaben uns, die wir vor Hunger und Glend kaum mehr stehen konnten, etwas in Wasser gekochte Hirse, aber so spärlich, daß einige von uns die Kleie sammelten und sie nach europäischer Art in Asche bufen; und jeder pries sich glücklich, dem es gelang, ein Stückchen von diesem sonst ungenießbaren Brote zu erhaschen.

Längere Zeit fristeten wir auf diese Weise kümmerlich unser Leben, ohne daß es uns gelang, jemand ausfindig zu machen, der unsere traurige Lage nach Mozambique oder Quilimane gemeldet hätte. Eines Tages kam der Sohn eines mohammedanischen Scheifs auf einer Reise hier durch. Er versprach uns Hilfe; da er aber mit den Kaffern über das Lösegeld nicht einig werden konnte, reiste er weiter nach seinem Wohnort am Flusse Lorango, nördlich von Sambesi. Wir schickten ihm zwei Mönche nach, die ihn zur Zahlung des geforderten Preises bewegen sollten. Die beiden verbürgten sich auch für die Rückerstattung, sobald sie eine europäische Niederlassung gefunden hätten. Er zögerte etwas mit der Zusage, versprach aber zuletzt, sich in dieser Angelegenheit an seinen Vater, den Scheif, zu wenden.

Inzwischen ergriffen einige unserer Leute heimlich die Flucht, wodurch die Schwarzen in solche Wut gerieten, daß sie uns alle miteinander in einen engen Kerker warfen. Der Raum war so eng und niedrig, daß wir nicht aufrecht stehen konnten und wie die Seringe aufeinander lagen. Ach, was litten wir in diesem Loch! Unser Hunger und Durst war groß, noch viel größer und unausstehlicher aber war die Hitze, die so nachteilig auf uns einwirkte, daß sich unser ganzer Leib mit einem Ausatz ähnlichen Schorfe bedeckte. Es war uns, als lägen wir in einem Kalkofen oder gar im Fegfeuer.

Zum Glück traf schon nach wenigen Tagen ein Bote des Scheif ein, der das verlangte Lösegeld bezahlte und uns aus dem abscheulichen Kerker befreite. Es war höchste Zeit, den wir hätten dieses Glend nicht mehr länger ertragen können. Wir wurden nun teils zu Wasser, teils zu Land zum Scheif gebracht. Die Behandlung war hier wohl besser, doch die Verpflegung ließ ebenfalls viel zu wünschen übrig. Wir waren eben mehr als 70 Gäste, und der Scheif zählte keineswegs, wie wir erwartet hatten, zu den reichen Leuten. Eine Hand voll Reis oder Hirse war alles, was der einzelne pro Tag zu essen bekam. Das war schlimm; der Mangel an genügender Nahrung, die Folgen der vielen ausgestandenen Mühen und Strapazen, und namentlich auch die in dieser Gegend herrschende unerträgliche Hitze erzeugten alsbald gefährliche Krankheiten, der die meisten aus uns erlagen. Jene, die gleich anfangs beim Schiffbruch auf dem Meere umgekommen, waren noch als die Glücklichen zu preisen, denn ihnen waren unlägliche Leiden erspart geblieben. Doch so ist nun einmal der Mensch; er hängt mit großer Zähigkeit am Leben, obgleich dasselbe in der Regel nichts anderes ist, als eine endlose Kette von Leiden und Beschwerden.

Von uns Ordensgeistlichen blieb nur ich übrig und ein Dominikaner, und wir beide hatten kaum Kraft genug, unsere Brüder in Ehren zu bestatten. Zehn an der Zahl und voll von Hoffnungen waren wir Missionare ein Jahr zuvor von Europa abgefahren; jetzt

waren wir noch zwei, und welch' namenlose Leiden hatten wir während dieser Zeit zu erdulden gehabt! Doch Gott sei für alles gepriesen!

Endlich nach langem Warten erschien ein portugiesisches Schiff, das dem Scheif das vorgestreckte Lösegeld zurückerstattete und uns mit Kleidern und besserer Nahrung versah. Man brachte uns sodann nach dem Fort *L u a b o*, wo wir zu unserer großen Freude mit den übrigen Schiffbrüchigen zusammentrafen, die schon vor uns in zwei Partien dort eingetroffen waren. Von hier schickte uns der Kommandant Brociado, dessen Sorge um uns Schiffbrüchige über alles Lob erhaben ist, nach *S e n a*, um dort in einer gesünderen Lage, unsere sehr geschwächte Gesundheit wieder zu kräftigen und neu herzustellen.

Das war für uns eine große Wohlthat. Wir kamen allmählich wieder zu Kräften, und ich unterzog mich mit dem Dominikanerpater, sobald unser Zustand es irgendwie erlaubte, mit Freuden allen geistlichen Verrichtungen. Nach unser völligen Genesung begaben wir uns nach Mozambique und segelten von dort im August 1586 mit einem aus Portugal kommenden Schiffe nach *S o a* in Vorderindien.

Soweit der Jesuiten-Missionar Pedro Martinez. Von seinen weiteren Schicksalen konnten wir leider nichts mehr erfahren. Sein Reisebericht aber zeigt uns, welch' unglaubliche Mühen und Opfer die Missionäre der damaligen Zeit zu bringen hatten, und daß schon die bloße Seefahrt allein mit tausend Gefahren verbunden war. Das ist alles seitdem um vieles, vieles besser geworden.

Das 25jährige Gründungsjubiläum unserer beiden Missionsstationen Mariatal und Oetting.

(Mit 2 Bildern Seite 77 u. 79.)

Am 23. Oktober 1912 feierte unsere Missionsstation Mariatal ihr silbernes Jubiläum. Ihr Gründer, der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner, hatte sie anfangs wegen ihrer hohen Lage und wegen der schnellen Aufeinanderfolge von Angebot und Kauf *W i l z b e r g* genannt, ein Name, der später auf den Wunsch großer Wohltäter, die einen ansehnlichen Missionsbeitrag geleistet hatten, in *Mariatal* umgewandelt wurde. Die Gründung selbst geschah im August 1887, die Feier des Jubiläums jedoch wurde des um jene Zeit einfallenden Generalkapitels wegen auf den genannten Tag verlegt.

Als hochwillkommene Festgäste erschienen von der Nachbarstation Centocow die beiden Hochwürdigsten Pateres Emanuel Hanisch und Thomas Neuschwanger mit ihrer schwarzen Musikkapelle und den wohlgeschulten Sängern. Sie hatten mit ihren Schulkindern schon längst einen Ausflug nach Mariatal geplant, und da kam ihnen unsere Jubiläumsfeier ganz nach Wunsch. Die Opfer, die sie dabei zu bringen hatten, waren allerdings nicht gering, denn sie machten den weiten Weg, etwa 35 englische Meilen oder 55 Kilometer, meist zu Fuß. Da um jene Zeit gerade eine recht drückende Hitze herrschte, verlegten sie den Marsch auf die schöne, kühle Nacht. Montag abends um 10 Uhr brachen sie von Centocow auf, wanderten mit einigen Ruhepausen über Berg und Thal, und kamen endlich Dienstag Mittags zwischen 1 und 2 Uhr müde und erschöpft in Mariatal an. Bei ihrer Ankunft war bei den hiesigen Schulkindern der Freude und des Jubels kein Ende. Wann hatte man jemals so was Schönes gesehen: zwei große, mit

bunten Fähnchen und frischem Grün geschmückte Leiterwagen, auf denen die Musiker und mehrere Kinder von Centocow saßen, während vor und hinter den Wagen viele andere mit fliegenden Fahnen durch den festlich gezierten Triumphbogen einzogen!

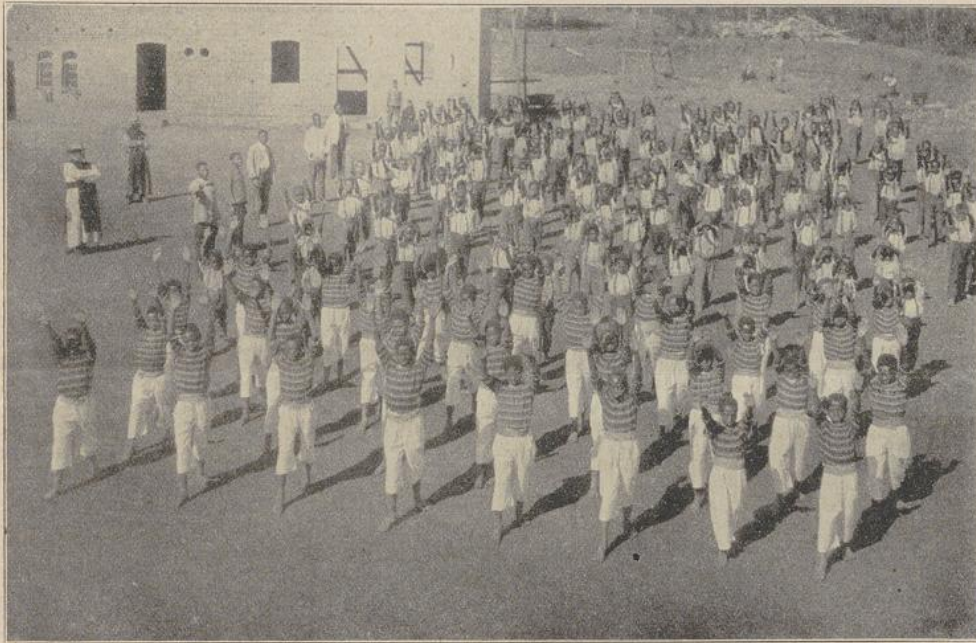
Selbstverständlich wurde für die vom langen Marsch erschöpften Menschenkinder sofort nach besten Kräften gesorgt. Sie wurden in ihre Quartiere geführt, freundlich bewirtet und konnten sich dann niederlegen, den verjüngten Schlaf nachzuholen. Abends um 8 Uhr waren schon alle wieder munter, kamen zur geselligen Unterhaltung herbei und unterhielten sich mit ihren schwarzen Freunden aufs beste, bis gegen 9 Uhr abermals der Kommandoruf erscholl, und sich alles zur Ruhe legte.

Am Jubiläumstage selbst herrschte von früher Morgenstunde an die freudigste Stimmung. Die Station

Der Hochw. P. Maurus hielt auch die der seltenen Feier angepaßte Festpredigt.

Nach dem Festgottesdienst war eine halbstündige Pause, dann folgte der sakramentale Segen und zuletzt ein feierliches Te Deum. Die Sänger standen in der Nähe des Altars, während sich die Musikkapelle vor dem Kirchenportale aufgestellt hatte, sodaß die schmetternden Töne ihrer Instrumente sich jubelnd mit den Stimmen der schwarzen Sänger vermischten. Wirklich, das war ein Tag, den der Herr gemacht; jung und alt fühlte sich in der denkbar gehobenen Feststimmung, und alles dankte dem Herrn, der unserer Missionsstation diesen Freudentag hatte erleben lassen! —

Vom benachbarten Städtchen Tropro waren auch viele Engländer herübergekommen. Sie hatten Tags zuvor die Kinder mit ihren Fahnen und bunteschmückten



Grisch auf zum fröhlichen Spiel! (Illustration zur Jubiläumsfeier in Mariatal.)

hatte ihr Festgewand angelegt; an allen Gebäuden sah man Fahnen, Kränze und Girlanden, am schönsten aber war das Missionskirchlein geschmückt.

Um 1/2 10 Uhr zog die schwarze Musikkapelle auf und spielte unter der Leitung ihres Kapellmeisters, des Hochw. P. Thomas Neuschwanger, herrliche Weisen. Wie staunte und jubelte da die zahlreiche, von allen Himmelsgegenden herbeigeströmte Volksmenge! Denn die wenigsten von ihnen hatten jemals so etwas gesehen oder gehört.

Um 10 Uhr riefen die Glocken alle Anwesenden: Christen, Heiden und Katechumenen zum Festgottesdienst. Leider war es unserm Hochwürdigsten Abt Gerard Wolpert nicht möglich gewesen, zum Feste zu erscheinen, da er schon zu sehr durch die Vorbereitungen zu seiner Reise nach Europa in Anspruch genommen war; so wurde das Hochamt vom Stations-Obern, dem Hochw. P. Angelikus Konieczka, unter Assistentz der beiden Subvarioren von Detting und Mariatrost, P. Maurus Kalus und P. Florian Rauch, zelebriert.

Wagen durch's Städtchen ziehen sehen und wollten nun die schwarze Musikkapelle spielen hören. So begann P. Thomas gegen 1/2 2 Uhr mit seinen Musikern das Festkonzert, während P. Emanuel mit seinem Sängerkor, bald mit, bald ohne Musikbegleitung, englische und taffrische Gefänge vortrug. Das zahlreiche weiße und schwarze Auditorium lauschte mit Staunen und Entzücken den herrlichen Weisen und spendete lauten, anhaltenden Beifall. Der Magistrat und andere Herren von Tropro wollten absolut, daß die beiden Patres mit ihren Musikern und Sängern am nächsten Tag nach ihrem Städtchen kämen, um auch dort zu konzertieren, doch es ging nicht, da der Hochw. P. Thomas schon bald seine Reise nach Amerika antreten sollte.

Einen Monat später, am 21. November 1912 feierte unsere Missionsstation Detting ihr 25jähriges Gründungsjubiläum. Die Feier verlief ebenfalls recht schön, wenn auch in bescheidenem Rahmen als in Mariatal. Von den Nachbarstationen St. Michael, Simmelberg und Mariatrost waren die Superioren er-

schienen; auch die beiden schwarzen Priester, Moïse Manjonga und Julius Mbele, nebst den ehrw. Oberinnen von St. Michael und Himmelberg hatten sich eingefunden.

Das Wetter war prächtig und paßte so recht zum Festkleid, das unser idyllisches, so still und traut am Fuße des Inhlokoßberges gelegenes Detting angelegt hatte. Es wurde ein levitirtes Hochamt gehalten; nach dem Evangelium ergriff der Hochw. P. Florian Rauch als Festprediger das Wort und sprach eindringlich von den Gnaden und Wohlthaten, welche das hiesige schwarze Volk der Mariannhiller Mission zu verdanken habe. Nach Beendigung des Gottesdienstes und sakramentalen Segens fand eine von den Schulkindern veranstaltete Unterhaltung statt, die an unwüchsigem Humor nicht zu wünschen übrig ließ. —

Möge auch fernerhin Gottes Segen auf unserm Missionswerke ruhen, und mögen speziell die beiden Stationen Mariatal und Detting in weiteren 25 Jahren mit noch ungleich größerem Seelengewinn ihr 50jähriges Gründungsfest feiern können. Das walte Gott!

Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Montag, den 22. März, reiste ich mit Schwester Clementine zur Visitation unserer Missionschwestern nach Bombo. Letztere waren als Neulinge direkt aus dem Missionshause Heiligblut in Holland dorthin gekommen und hatten daher während der ersten Zeit mandy' schweres „Lehrgeld“ zu zahlen; bald jedoch fanden sie sich in die neuen Verhältnisse recht gut hinein.

Das dortige Missionsgebiet ist weit ausgedehnt und stark bevölkert. Das Volk ist dem Christentume gerade nicht abgeneigt, aber selbst nach afrikanischen Begriffen roh und wild, und es erfordert ein gutes Stück Arbeit, um aus solchen Leuten echte Christen und Katholiken zu machen. Ueber unsere Ankunft zeigten sie sich übrigens hocheifrig. Mehrere Stunden weit kamen uns aus den Tageschulen die Kinder entgegen — die Schülerzahl betrug damals 800 — und begrüßten uns mit lautem Zuruf. Der Unterricht wird meist von schwarzen Lehrern und Katechisten erteilt, während die Missionäre und Schwestern die Oberaufsicht führen. So war es wenigstens damals. Mädchen waren noch wenige getauft, doch hoffte man infolge der Wirksamkeit unserer Schwestern auf einen baldigen erfreulichen Umschwung.

Weil die Regenzeit ausgeblieben war, herrschte gerade großer Wassermangel. Oft ein bis zwei Stunden weit mußten die Mädchen und Frauen auf den Köpfen das Trink- und Kochwasser herbeischleppen, und selbst dies war nur an gewissen Tagen, an denen der Häuptling es gnädigst gestattete, erlaubt. Dazu war Hungersnot; die armen Leute litten Mangel an allem, kein Wunder also, daß sie bei unsern Schwestern im Garten und Feld viel stahlen, was sie sonst nicht zu tun pflegten. Weiße Ansiedler findet man hier selten, sie suchen in der Regel bessere, wasserreichere Plätze auf, wo sie sich vielfach auf Kaffeepflanzungen verlegen.

Auch hier besuchten wir einen schwarzen Häuptling, der ziemlich nahe bei der Missionsstation wohnt. Seine Häuser und Hütten waren zwar nur aus Holz, Lehm und Stroh hergestellt, wie das bei allen Eingebornen Afrikas Sitte ist, allein sie waren außerordentlich fest und solid gebaut und zwar, wie ich hörte, der vielen

Löwen und Tiger wegen, welche die Gegend unsicher machen und unter den Schafen, Ziegen und Kindern viel Schaden anrichten. In der Nähe sahen wir zwei mächtige, stark ausgehöhlte Baumstämme, die über zwei Meter Durchmesser hatten. Diese Bäume dienen den Eingebornen bei gewissen Festgelagen als Magazin, indem sie dabelbst ihre Getränke aufbewahren. Wir sahen später noch mehr solcher Bäume; sie sollen ein ungemein festes, hartes Holz haben, das mit Vorliebe zu Wasserkübeln und Biergefäßen verarbeitet wird.

Der Häuptling schien über unsern Besuch sehr erfreut zu sein, musterte uns voll Neugierde vom Kopf bis zu den Füßen und schenkte uns die Hälfte eines geschlachteten Ochsen. Er zeigte sich überhaupt bisher der katholischen Mission sehr gewogen, und ich wünsche nur, daß ihm der liebe Gott noch die Gnade der hl. Taufe schenken möge. Am darauffolgenden Sonntag kamen noch sechs andere Stammeshäuptlinge niederen Ranges, um uns ihre Aufwartung zu machen, während die Kinder aus allen Katecheten-schulen herbeieilten und unter lärmendem Singen und Händeklatschen ihre Nationaltänze aufführten. Die ganze Missionsstation wimmelte förmlich von Leuten. Wenn die gute Stimmung bleibt, läßt sich von diesem munteren Völkchen noch viel Gutes erwarten. —

Hier in diesen Bergen am Kilimandscharo holte ich mir bei den plötzlichen, oft sehr starken Temperaturwechseln einen heftigen Gelenkrheumatismus an einem Fuß, so daß mir auf der ganzen Weiterreise bis zu meiner Ankunft in Heiligblut der Stoc mein getreuer Begleiter blieb. Sonst ging alles gut; Mittwoch, den 1. April, wollte ich wieder auf demselben Weg, auf dem ich gekommen, zur Küstenstadt Mombassa zurückkehren. Unser Fuhrmann, der früher erwähnte Italiener, war eben wieder im Begriff nach Voi zu fahren, um von dort neue Frachten von der Bahnstation zu holen. Wir hatten für die ganze Steppenreise 10 Tage Zeit; wollten wir in Mombassa den nach Europa abgehenden Dampfer noch erreichen, so mußten wir am 10. April dort sein.

Da hieß es also wieder Abschied nehmen von den guten Leuten, die wir so rasch lieb gewonnen hatten; wir dankten herzlich für die liebevolle Gastfreundschaft und bestiegen wieder unser Eselswägelchen. Schwester Imasulata begleitete uns mit den Kindern bis nach Boma zum Landhaus des Italieners. Wir hatten uns diesmal mit allerlei Reiseutensilien versehen, unter anderem auch mit einem Strohsack, der uns während der langen Fahrt durch die Steppe gute Dienste leistete; insofern hatten wir es also auf der Rückreise bequemer als auf dem Herweg, dagegen peinigte mich oft arg mein Fußleiden. Ich konnte oft kaum einen Schritt machen, mich nicht einmal an- und auskleiden, geschweige allein in dem unbequemen Wagen auf- und absteigen; kurz, Gott allein weiß, was ich während der nun folgenden sechs Wochen alles auszustehen hatte. Gegenwärtig ist gottlob das alles längst vorüber, und der Herr wird recht gut gewußt haben, weshalb er mir diese Prüfung schickte.

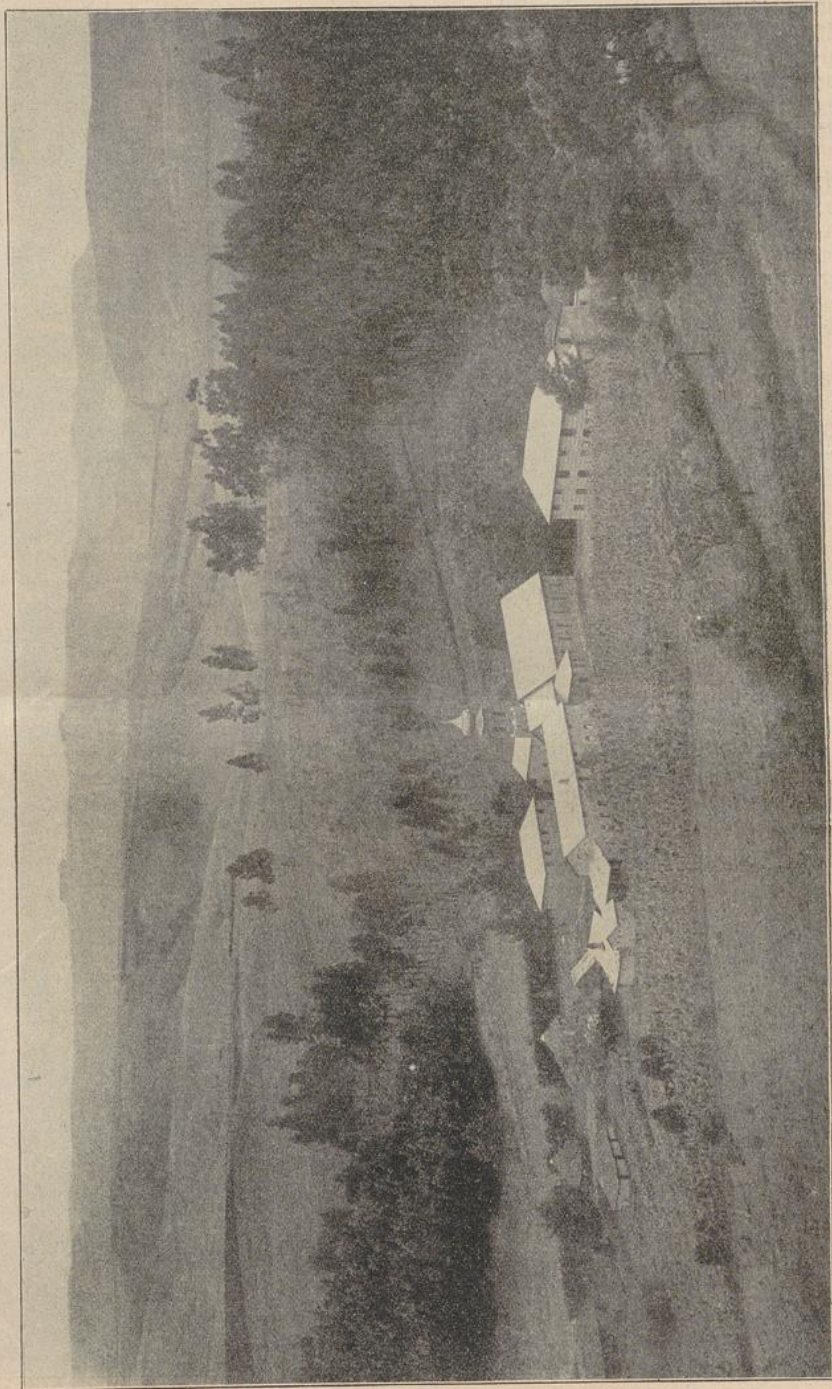
Wir bekamen diesmal noch eine deutsche Reisegeellschaft: Dr. Braun mit Gemahlin, die eine Rundreise durch Deutschostafrika gemacht hatten und nun wieder in die Heimat zurückkehrten, und einen gewissen Herrn Richter mit seiner Frau. Diese hatten in der Nähe von Bombo eine Ansiedelung und fuhrten nach Mombassa. Sie wollten dabei ein Rhinoceros, das sie jung gefangen und schon etwas groß gezogen hatten, mit dem Schiff nach Europa schicken. Da sie es jedoch nicht recht-

zeitig angemeldet hatten, mußten sie es wieder zurückbefördern, was mit tausend Umständlichkeiten verbunden war.

Dieses Rhinoceros war ein merkwürdiges Tier, das ich hier zum erstenmale sah; es war etwa so groß wie ein ausgewachsenes Schwein, wies auch einen ähnlichen Körperbau auf, nur hatte es weder Borsten noch Haare, sondern eine weißlich-graue Haut, auffallend kurze Ohren und Füße wie Bärentaten, während Maul und Vorderkopf mehr dem eines Kindes glichen. Der schwarze Junge, der es zu versorgen hatte, gab ihm Milch oder eine dünne Suppe mittels einer Bierflasche ein. Das Tier war gegen ihn ganz zahm und lief ihm wie ein Hundchen nach. Wenn es getrunken hatte, legte es sich ins Wasser oder in eine kühle Grube.

Samstag, den 4. April kamen wir nach Bura, doch war es uns diesmal nicht möglich, nach der dortigen Missionsstation zu gehen, obgleich wir wegen des einfallenden Sonntags nur allzugeru eine hl. Messe gehört hätten. Erneute Fieberanfalle und mein lästiger Rheumatismus ließen das absolut nicht zu; so mußten wir uns also ins Unvermeidliche schicken. Mit großer Sehnsucht blickten wir zu dem weiß überlindeten Missionskirchlein hinüber, wo ein Jahr später unsere eigenen Schwestern von den Dominikanerinnen die Mission übernahmen. Sie liegt im Missionsgebiete des Bischofs Emil Allgeyer, und der Platz ist für unsere Leute gut gelegen. Denn man kommt auf dem Wege zur Küste und umgekehrt von dort nach dem Kilimandscharo jedesmal hier vorbei und hat dann Gelegenheit, sich mit dem Notwendigen zu versorgen. Die Station hat einen kleinen Garten und ist mit Wasser hinreichend versehen; vieles muß allerdings erst gebaut und entsprechend eingerichtet werden. Auch von der eigentlichen Missionstätigkeit versprechen wir uns viel Gutes, wenn einmal daselbst

genügend Leute dauernd stationiert sind. Die Eingebornen gelten allerdings als wild und schwer zugänglich, doch die Gnade Gottes kann auch solchen gegenüber wahre Wunder wirken. (Fortsetzung folgt.)



Unsere Missionsstation Wetting in Südafrika feierte am 21. Nov. 1912 ihr 25jähriges Gründungsfest.

Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

(Fortsetzung.)

Der Buschmann ist von Natur grausam und heißblütig. Wegen einer geringen Veranlassung kann er

einen Menschen ums Leben bringen, mit dem er kurz vorher noch auf ganz freundschaftlichem Fuße stand. Das beständige Jagen in der einsamen afrikanischen Wildnis trägt natürlich auch viel zu dieser Leidenschaftlichkeit bei, denn es wird erzählt, daß einige wenige, die sich herbeiließen, in einem christlichen Haushalte zu leben, sich ganz human, ja sogar zartfühlend, zumal Kindern und Tieren gegenüber zeigten. Pardon im Kampfe kannten sie nicht. Jeder Feind, der in ihre Gewalt geriet, mußte unbedingt das Leben lassen. Sie selbst baten auch nie um Pardon; sahen sie sich auch der größten Uebermacht gegenüber und gab es auch nicht die geringste Aussicht auf ein Entrinnen, so kämpften sie mutig weiter, bis der letzte Mann gefallen war.

Liebe zur Freiheit und einem wilden, zügellosen Umherschweifen liegt ihnen in Fleisch und Blut.

Die natürliche Folge davon ist, daß es bei ihnen ein Gesetz oder eine Obrigkeit, die man zu respektieren hätte, kaum dem Namen nach gibt. Wohl kommt es vor, daß anlässlich eines größeren Raubzuges der Stärkste und Erfahrenste im Distrikt zum Anführer gewählt wird, doch erstreckt sich dieses sein Amt nie bis zur Ausübung einer richterlichen Kontrolle. Jeder ist ein freier Mann, durchaus unabhängig von einem andern. Selbst die elterliche Autorität dauert nur solange, bis die Kinder fähig sind, für sich selbst zu sorgen. Nur im weitesten Sinne des Wortes gab es bei ihnen so eine Art Patriarchen, die eine gewisse Autorität besaßen.

Der Drang nach Freiheit und Ungebundenheit wurde in ihnen schon durch das ewige Wandern und Umherschweifen genährt. Sie hatten keine festen Wohnsitze, sondern schlugen ihr primitives Lager da auf, wo sie ge-



Zwischen Ellen. (Vegetationsbild aus Südafrika.)

rade die beste Jagd zu haben hofften. Immerhin kam es selten vor, daß sie eine Gebirgskette überschritten, sie hielten sich vielmehr trotz ihrer vielen Wanderungen immer in einem bestimmten Bezirk.

Am liebsten wohnt der Buschmann mit seiner

Familie allein, nur manchmal gesellen sich mehrere Familien zusammen. Es war eine seltene Ausnahme, von der der Engländer Chapman erzählt. „Ich fand,“ so schreibt er, „auf einer meiner Reisen ein Buschmannsdorf. Es lagen sieben bis acht Hütten, die aus einigen gabelförmigen Stecken bestanden, beieinander. Diese Stecken liefen oben zusammen und waren mit ein paar handvoll Gras bedeckt. Ueber dem Feuer stand ein zerbrochener, irdener Topf, in dem einige Wurzeln gekocht wurden. Eine Wasserkalabasse, ein paar Schildkrötenchalen als Schüsseln und eine Menge Knochen und ausgeleerte Bittermelonen lagen in maulerischer Unordnung umher. An den Bäumen hingen einige Pfeile und Bogen. Die Leute waren fort, ich traf niemand an, als einen blinden, alten Mann.“ So der Engländer Chapman.

Der Bogen eines Buschmannes war etwa drei Fuß lang und vom zähesten, biegsamsten Holze gefertigt, das er nur aufreiben konnte. An ihm befand sich eine aus Sehnen erlegter Raubtiere hergestellte Schnur. Ihre Rohrpfeile waren etwa 18 Zoll lang und hatten an der Spitze einen scharfen, giftgetränkten Knochen. Auch das Bindemittel, das beide zusammenhielt, war stark vergiftet, so daß die leichteste Wunde, die so ein Pfeil verursachte, die schlimmsten Folgen nach sich zog, wenn es nicht gelang, das Gift rasch auszufaugen. Im Handhaben ihrer Waffen waren sie so geübt, daß, wie mir der Häuptling Salima und viele andere versicherten, ihr Pfeil nie das Ziel verfehlte.

Ihre Gifte entnahmen sie, soweit es bekannt geworden, gewissen Wurzeln, den Spinnen, einer Art von Raupen, namentlich aber den Schlangen. Auch die sogenannte Wolfsmilch, den Saft des Euphorbia-baumes, gebrauchten sie viel. Die Pfeile, etliche zwanzig, trugen sie in einem aus Baumrinde hergestellten Behälter, dessen Boden und Deckel sie mit Schlangenhaut überkleideten. War der Buschmann im Begriff, einem Feind entgegenzutreten, so stellte er seine Pfeile bogenförmig gerade vor sich auf, um sie schnellstens zum Schuß parat zu haben. Auf der Jagd wandte er allerlei Kunstgriffe an. So kleidete er sich manchmal ganz in gewisse Tierfelle, die er auch über das Gesicht herabzog, während überm Kopf noch die Hörner hervorstanden. Er lief auch auf Händen und Füßen, genau wie das Tier, das er erlegen wollte. So kam er seiner Beute oft in nächste Nähe und schoß dann schnell seine vergifteten Pfeile ab.

Auch sonst bestand ihre Kleidung meist aus einem Tierfell. Ihren Körper bestrichen sie mit Fett, Lehm oder Asche, was ihnen ein gräuliches Aussehen gab, und bei Mangel an Nahrung schnürten sie einen Gürtel um den Leib, daß sie den Hunger nicht allzu sehr fühlten.

Ihre Werkzeuge und Hausgeräte waren sehr primitiver Art. Aus Knochen und Hörnern machten sie Messer, Schaber und Ahlen, um die Häute zu durchbohren und die Knochen für die Pfeile zu spizen. Auch hatten sie schön zubereitete Steine, die sie als Beile benützten, und andere, womit sie Pflanzenknollen ausgruben.

Für gewöhnlich war der Buschmann bei seinen Ausgängen mit folgenden Sachen ausgerüstet: Mit Köcher und Bogen nebst den erforderlichen Pfeilen, mit einem scharf zugespitzten Stecken zum Ausgraben von Wurzeln, mit zwei Holzstücken, einem trockenen und einem feuchten, durch deren Reibung er Feuer anmachte, mit Nadel und Ahle, beide aus Knochen verfertigt, endlich

mit allerlei Giften, auch mit Heilkräutern, die er im Notfall als Gegengifte benutzen konnte. Alle diese Sachen und Säckelchen wurden zugleich mit einer kleinen Schildkrötenchale, die ihm als Löffel diente, in eine Art Tournister verpackt. Nichts, aber auch nichts in der Welt konnte den Buschmann bewegen, sich von diesen seinen Schätzen zu trennen. Sie bildeten einfach sein Hab und Gut, seine Ehre und seinen Ruhm; es waren ihm das Dinge, von denen seine ganze Existenz abhing.

Viel interessanten Stoff böte gewiß auch die Sprache der Buschmänner; doch ist dieselbe noch viel zu wenig erforscht, als daß sich etwas Bestimmtes darüber sagen ließe. Ich muß mich daher mit einigen Bemerkungen begnügen. Für ein europäisch gebildetes Ohr klingt ihre Sprache in hohem Grade unangenehm, teils der vielen sogenannten Klickse wegen, die fast in jedem Worte vorkommen und dann wegen der vielen Kehllaute, die wie gurgelnd und röhelnd aus dem Halse herauskommen. Der alte Chief Salima ahmte sie manchmal vor mir nach, namentlich aber verstand sich darauf ein gewisser Paul Gooloda, der ebenfalls viel mit ihnen verkehrt hatte. Es war ein köstliches Gekreis, Geächze, Gebrumme, ein Pfeifen, Schnalzen und Zwitschern mit endlosen Konsonanten und einigen wenigen Vokalen dazwischen, daß man glaubte die Stimme von Tieren, nicht aber die eines Menschen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Bau eines Missionkirchlein.

Von Dr. Siegfried.

(Schluß.)

Marianhill. — Nach der hl. Messe hielt P. Marzellan an die schwarze Christengemeinde eine zündende Ansprache, in der er namentlich vom Schätze des wahren Glaubens und der unendlichen Liebe Jesu zu uns armen Menschen sprach. Nun folgte eine kleine Pause, dann kam der Unterricht für die Katechumenen. Unter den letzteren saß auch ein sogenannter ikohla (Sprich Pfeichla), d. h. ein Mann in reiferen Jahren, der im Rate des Stammes sitzt und sich eines bedeutenden Ansehens erfreut. Solche Männer können uns von großem Nutzen sein, zumal in noch größtenteils heidnischen Bezirken, wie das beim Gmpepeteni-Stamm der Fall ist.

Endlich war alles fertig. Da lud uns unsere schwarze Wirtin zum Essen ein, was wir uns nicht zweimal sagen ließen; denn es war schon 3 Uhr nachmittags und wir waren nach all den vorausgegangenen Strapazen noch immer nüchtern. Sie hatte uns ein Huhn gekocht und stellte auch izindhlube, eine Art einheimischer Bohnen daneben. Brot hatten wir selbst mitgebracht, und so gab's eine prächtige Mahlzeit. Gabeln waren natürlich nicht zur Stelle, doch das genierte uns in einer Kaffenhütte wenig.

Während sich unsere beiden Katecheten am Reste unserer Mahlzeit gütlich taten, machten wir uns allmählich reisefertig, denn wir hatten noch einen vierstündigen Weg vor uns. P. Marzellan besuchte noch mehrere Kranke, darunter auch die Frau, von der wir das vorige Mal sprachen; mein Gastwirt schlug denselben Weg ein, auf dem wir zusammen am Morgen gekommen waren, der zweite Katechet aber, der mir jetzt als Begleiter diente, wählte einen andern, wie er meinte, viel besseren und bequemeren Weg. Doch es ging auch da auf rauhen, schattenlosen Pfaden beständig bergab und bergauf. Der von meinem Begleiter so

gepriesene Busch bestand in vereinzeltten Kaktuswäldchen und wildem Dornengestrüpp. Größere Anpflanzungen von den so genügsamen, rasch aufschießenden und doch so nützlichen Bläckwatteln sieht man nur in der Nähe eines Farmerhauses. Der Schwarze kann sich zu solcher Neuerung nicht erschwingen.

Einmal kamen wir an einem Kraal vorbei, in dem gerade ein Biergelage stattfand. Der Schwarze, nur mit einem Lendenschurz bekleidete Hausbesitzer trat näher und fragte, ob ich auch sein Bier verkosten wolle. Als ich sein gutgemeintes Anerbieten dankend ablehnte, meinte er verächtlich: „Lomlungu uyesaba, der Weiße fürchtet sich“ und kehrte dann wieder zu seiner schwarzen Gesellschaft zurück. Da gab's keinen, der sich fürchtete utshwala zu trinken.

Endlich, nach einem sehr beschwerlichen Marsche langte ich am späten Abend todmüde in meinem Quartiere an. Ich habe in meinem Leben schon manch' anstrengende Fußtour gemacht, doch niemals eine solche. Trotzdem wird mir die schöne Erinnerung daran unvergänglich bleiben fürs ganze Leben. Ich war auch um eine Erfahrung reicher geworden, denn ich hatte einen Einblick gewonnen in die Opfer und Mühen des Missionslebens, namentlich in die Arbeiten, Freuden und Leiden unserer Missionare. P. Marzelli kam noch später heim als ich und war ebenfalls total erschöpft, denn er hatte, um all seine Kranken zu besuchen, noch weit umeinander reiten müssen.

Am nächsten Morgen zelebrierte er in unserm Kraal eine hl. Messe, der alle benachbarten Christen beiwohnten, hielt auch einen katechetischen Unterricht und kehrte dann nach Mariannahill zurück, wo seiner schon längst neue Arbeiten warteten. Denn die dortige Mission ist ungemein ausgedehnt und hat nicht weniger als neun Außenstationen. Begreiflich daher, daß er nur ein- oder zweimal im Monat hierher nach Inchanganga und Bothashill kommen kann; in der Zwischenzeit müssen die Katecheten bescheidene Aushilfe leisten.

Nach weiteren 14 Tagen mußten wir die Arbeit einstellen, weil der Br. Klempner nicht zu haben war, der das ganze Holzgerüst mit Wellblech überkleiden sollte. Wir packten also unsere Werkzeuge zusammen, stellten sie an einen regenricheren Ort und fuhren wohlgenut Mariannahill zu, voll Dank gegen Gott, wieder in klösterlich geregelte Verhältnisse zu kommen.

Einen Monat später erschien endlich Br. Placidus, unser viel in Anspruch genommener Klempner auf dem Plan. Schon am nächsten Tage gingen wir zusammen hinauf nach Inchanganga. Zunächst mußte ich die vielen Blechtafeln an den Wänden und auf dem Dach aufschrauben helfen, eine Arbeit, in die ich hier zum ersten Male eingeführt wurde. Als das Dach fertig war, nahm Bruder Klempner den „Turm“ in Behandlung, während ich selbst im Kirchlein die Innenarbeiten fortsetzte. Zuletzt hatte ich die Ehre, das schöne, aus unserer Mariannahiller Kunstschmiede hervorgegangene eiserne Kreuz auf der Turmspitze aufzupflanzen. Br. Rivard, unser Architekt, war auch zum „Feste Kreuzerhöhung“ eingetroffen, und hatte, damit die seltene Feier nicht gar so trocken ablaufe, jedem eine Flasche Malzbier mitgebracht. Wir alle freuten uns, daß das schöne Werk der Hauptsache nach glücklich vollendet war, und daß nun abermals von der Turmspitze eines Missionskirchlein aus das Kreuz, das Symbol des Glaubens und des Friedens, weit hinausleuchtete in die Lande, um allen: Christen, Heiden, Katechumenen ein ständiger Fingerzeig zum Himmel, unserm ewigen Heimatlande, zu sein.

Die beiden Brüder gingen nun heim, ich aber hatte noch eine volle Woche mit Schreinerarbeiten zu tun. Als auch meine Arbeit so ziemlich fertig war, kamen eine Menge schwarzer Neuchristen zum Missionskirchlein heraufgepilgert, das Werk in Augenschein zu nehmen. Auf meine Frage, wie ihnen die neue Kirche gefalle, antworteten sie mit Freuden: „kuhle konke impela, alles ist fürwahr recht schön!“ Doch die meisten von ihnen hatten schon die Klosterkirche und die neue Josepfskirche in Mariannahill gesehen und begannen daher verwundert nach diesem und jenem zu fragen, was sie in ihrem neuen Kirchlein vermischten. „Bruder,“ hieß es da, „wo ist denn die G l o c k e? Wo sind denn die Bilder, die Statuen und die anderen schönen Sachen?“

— Diese Fragen taten mir natürlich weh, und ich begann die Leute zu trösten, soweit ich eben konnte. Zuletzt versprach ich ihnen, ich wolle an die guten weißen Leute jenseits des Meeres schreiben und ihnen ihre Not und ihre Wünsche und Bitten schildern; diese würden ihnen dann sicherlich helfen. Da hellten sich ihre Augen wieder auf, und wie aus einem Munde riefen sie: „Ja, Bruder, tue das! Wir aber wollen inzwischen fleißig beten, daß Gott die Herzen rühre. O jezt schon freuen wir uns auf die schönen Sachen, und wollen, wenn sie ankommen, für jene guten Weißen beten Tag für Tag!“

Wie, sollen nun diese guten Leuten in ihrer Hoffnung getäuscht werden, und soll das neue Kirchlein immer so stumm und leer dastehen, wie heute? Vor allem bitten wir daher um eine G l o c k e, die mit ihrer Silberstimme die Schwarzen zum Gottesdienste rufe und sie täglich beim „Engel des Herrn“ an das große Geheimnis unserer Erlösung erinnere. Wie erwünscht wären sodann zur inneren Ausstattung ein paar schöne Bilder oder Statuen, an denen die Schwarzen so sehr hängen und die wie eine ständige, stummerbede Predigt auf sie wirken.

Uebrigens kann auch der minder Begüterte ein Scherflein dazu beitragen, der Heller der Witwe hat auch seinen großen Wert, und wir sagen zum voraus für jede, auch die geringste Gabe unsern herzlichsten Dank und ein aufrichtiges „Bergelt's Gott!“

Maria zu den Engeln.

Von Br. Adrian.

(Mit 1 Bilde Seite 83.)

Centocow, Nov. 1912. — Das Werk des Missionars, was ist es anderes als ein Feldzug im Namen und im Dienste des höchsten Herrn, der alle Völker unter seinem Szepter vereinigen will? Das Heidentum soll für Christus gewonnen, die heidnischen Länder seinem Weltreiche einverleibt werden. In diesem großen Feldzug erfordert es die Taktik, daß die eifrigen Missionare als tüchtige Unterfeldherren ihre Vorposten im feindlichen Gebiete immer mehr vorzuschieben sich bemühen.

Ein solcher Vorposten wurde unlängst in der Nähe von Centocow in der Emakuseni-Lokation errichtet und daselbst am 13. Oktober 1912 ein Kirchlein eingeweiht, benannt: „Maria zu den Engeln“. Die Gründung dieser Außenstation war ein Herzenswunsch unsers hochw. P. Superiors. Aber Hindernisse verschiedener Art stellten sich der Ausführung in den Weg, und das geplante Kirchlein wurde sein Schmerzenskind. Der erste Baumeister, ein gewisser Isidor von Reichenau, mit welchem der Bau verakkordiert war, wurde schnell vom Tode hinweggerafft. Sein Bruder trat an seine Stelle und vollendete den Bau, so gut es eben ging.

Leitsterne auf dem Wege des Heiles.

Zuletzt waren noch fleißige Brüderhände tätig und brochten das Kirchlein unter Dach. Um so größer war die Freude, als es endlich fix und fertig da stand.

Am genannten Tage zog ganz Centocow in endloser Prozession hinauf nach Emakufeni. Von allen Richtungen strömten Christen und Heiden, zu Fuß und zu Pferd, den Berg hinan zum neuen Heiligtum. Vor den Augen des Beschauers erhebt sich ein massiver Bau aus Stein mit einem schmalen Türmlein. Nach dem Umfang der Mauern zu schließen könnte er wohl Jahrhunderte überleben. Das Innere des Kirchleins ist vollständig zur Feier des Gottesdienstes eingerichtet. Den Altar zieren zwei kniende Engelstatuen. Zwei Oelgemälde, von Schwester Engelberta gemalt, erregen unsere Bewunderung. Das eine stellt die Königin der Engel dar, das andere den hl. Erzengel Michael in seinem Triumph über den höllischen Drachen. Die letztere Idee ist glücklich gewählt. Wie der erhabene Himmelsfürst den Satan besiegt hat, so soll das Kreuzesbanner die noch heidnische Umgebung von der alten Schlange befreien. — Seitwärts vom Kirchlein dient ein bescheidenes Häuschen dem Missionär zur Unterkunft.

Weit und breit war die Einladung an das Volk ergangen, und jetzt drängten sich die Scharen heran zu der einzig-schönen, religiösen Feier. Mit dem Dichter zu sprechen: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“ Ein buntes Gemisch von Geladenen wogte durcheinander. Priester waren es fünf, dazu das Kontingent der Brüder und Schwestern, die Christen in sonntäglichem Staate, die Heiden in ihrer Urtracht, unter ihnen markige Gestalten mit Umatsha (Lendengürtel) und Kopfring angetan. Der Chief selbst, der uns geneigt ist, hatte zur Feier des Tages europäische Kleidung angelegt. Gegen 11 Uhr nahm die Weihe der Kapelle ihren Anfang. Hochw. P. Emanuel selbst vollzog den heiligen Akt. Darauf hielt Hochwürden P. Marzelli von den äußeren Stufen des Kirchleins aus die Festpredigt. Hochw. P. Damasus zelebrierte das Hochamt, und der Gottesdienst schloß endlich mit dem sakramentalen Segen.

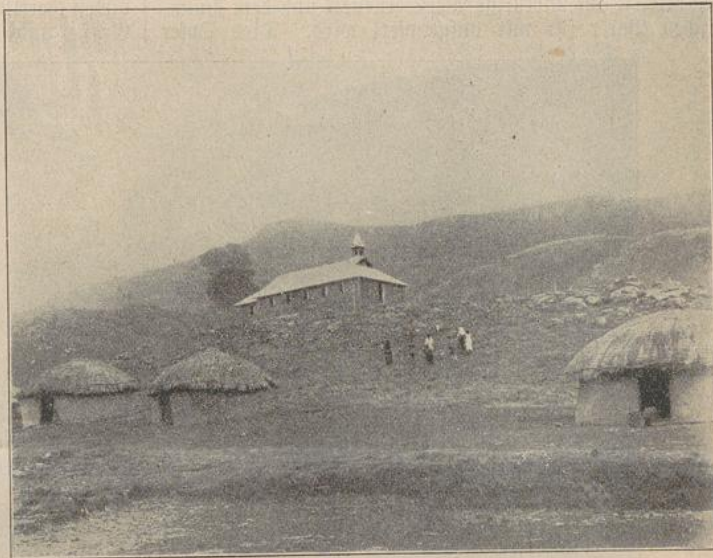
Da brach plötzlich wie von ungefähr aus dem nahen Busch die Musikkapelle hervor. Die Bläser hatten sich eben in ihre Gala-Uniform geworfen. Der Kapellmeister, Hochw. P. Thomas, läßt ein Signal ertönen und sie fallen alle ein, und lustig schallt und widerhallt es in den Bergen.

Hierauf ließ man sich gruppenweise nieder, und bald waren dienende Geister zur Stelle, die alle Gäste nach Stand und Rang labten mit Speise und Trank, jedoch mit joviell kluger Berechnung, daß ein jeder und eine jede einen Bissen und einen Schluck bekam.

Von der neuen Filiale aus schweift das Auge über eine stark bevölkerte Gegend, und man kann sich der Wahrheit nicht verschließen, daß die Mission von Centocow ein ausgedehntes Arbeitsfeld vor sich liegen hat. Unten im Tale rauscht der Umzimkulu. Man trägt sich mit dem Plane, den Fluß zu überbrücken und dadurch es dem Volke zu erleichtern, zur Kirche und zur Schule zu kommen.

Es ist etwas Großes und Hohes, nach dem Glauben unserer heiligen, katholischen Kirche zu leben, ihre Gottesdienste mitzufeiern und dadurch teilzunehmen an dem unendlichen Schatz von Gnaden und Genußnahmen, der in ihr hinterlegt ist. Nur wahre kindliche Demut, große Herzenreinheit und übernatürliche Erleuchtung führt uns dazu.

Diesen Schatz hat die Kirche aus den unendlichen Verdiensten Jesu Christi, ihres Hauptes, und kraft dieser in dem Blute ihrer zahllosen Martyrer, sowie in den Leiden und Bußwerken ihrer Heiligen und den Gebeten und guten Werken aller frommen Gläubigen; und er steht allen offen, die mit ihr durch den Glauben



Die neue Kirche „Maria Königin der Engel“,
gestiftet von zwei Damen aus Amerika.

Was schimmert dort auf dem Berge so fein?
Es ist das Kirchlein so traut und klein,
Es labet die Schwarzen zum Beten ein.

und die Gnade verbunden und somit ihre wahren Kinder sind. Aus diesem Kirchenschatz wird die Gerechtigkeit Gottes befriedigt, und für die Schwachen und Bedürftigen in diesem, sowie für die armen Seelen im andern Leben bezahlt, was sie selbst zu leisten nicht vermögen.

Jede Stunde hat ihre Gnade; wer sie verstoßt, muß verschmachten. Wie es ein irdisches Jahr mit seinen Zeiten, und wie es eine irdische Natur mit ihren Geschöpfen, Früchten und Eigenschaften gibt, so gibt es auch eine höhere Ordnung zur Herstellung des gefallenen Menschengeschlechtes mit unzähligen Gnaden und tausend Mitteln zum ewigen Heile, geknüpft an ein geistliches Jahr und seine Zeiten. Jährlich, täglich und stündlich reifen in dieser Ordnung die zu unserm Heile uns dargebotenen Früchte.

Die Kinder der katholischen Kirche, welche dieses geistliche Jahr mit seinen Festen und seinem Gottesdienste andächtig feiern, ihr Leben nach seinen Forderungen einrichten, die heiligen Tagzeiten beten usw., diese allein gleichen den treuen Bauleuten und Arbeitern

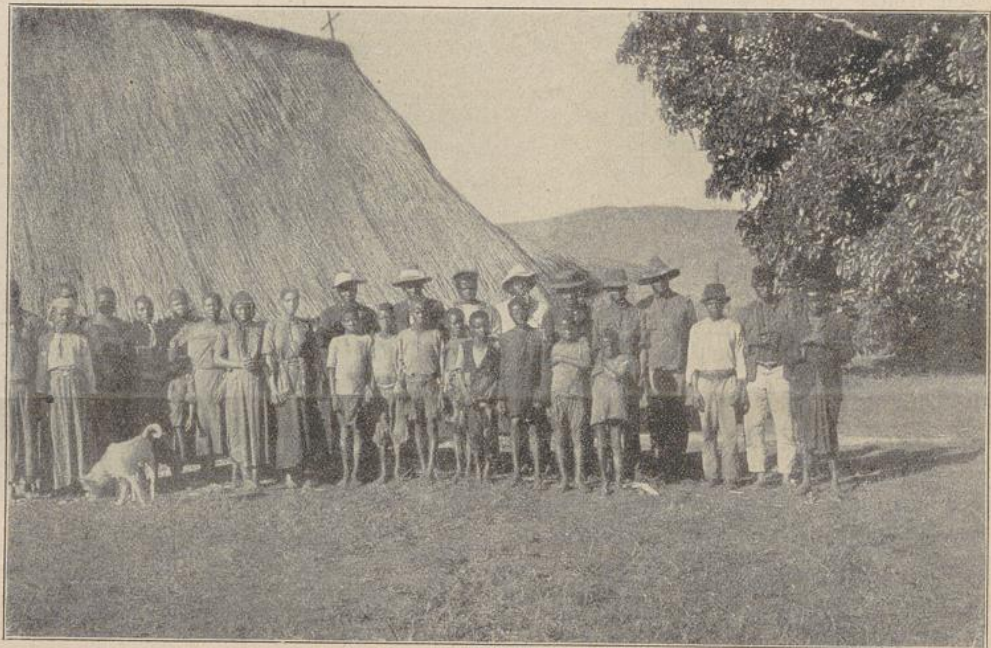
im Weinberge des Herrn und empfangen überfließend seine Segnungen.

Es ist sehr betrübend, daß so wenige mehr diese Gnadenordnung zu kennen scheinen und nach ihr leben. Mit welchem Schrecken wird man einmal sehen, was das Kirchenjahr, was seine Feste, was die heiligen Tage und Zeiten, was die kirchlichen Gebete und Andachten, was die geistlichen Tagzeiten und das Breviergebet der Priester und Ordensleute gewesen! Der göttliche Heiland selber ist es ja, der in dieser Ordnung mit uns lebt und in jeder Gnadenzeit sich uns zum Opfer und zur Speise gibt, auf daß wir Eins mit ihm werden.

Wie barmherzig ist seine ununterbrochene Fürsorge in den vielen tausend heiligen Messopfern, in denen täglich das Opfer der Genugtuung, sein blutiger Tod am Kreuze auf unblutige Weise erneuert und dem himmlischen Vater für uns aufgeopfert wird. Dies Opfer

Strecke Landes ist von der englischen Regierung für die Schwarzen reserviert, aber zurzeit nur spärlich bevölkert.

Hier haben unsere Missionäre einen jungfräulichen Boden gefunden, unbeeinflusst von anderen Religionsgenossenschaften. Vorderhand bestehen daselbst zwei Außenstationen, die wir, bis sie einen eigenen Namen haben, Scotsdale A und Scotsdale B heißen wollen. Unsere Priester und Katecheten pflegen den Weg dahin in zwei Tagreisen zu machen; aber weldch' ein Weg, wenn man da überhaupt noch von einem Wege reden kann! Wer sich an die Fahrstraße hält, kann auch zu Wagen bis Inyanga, dem englischen Magistratssitze, kommen; das ist etwa ein Drittel des Weges. Hinter Inyanga aber ist die Welt mit Brettern vernagelt. Ich war übrigens als Tourist für alle Reisestrapazen durch die vielen herrlichen Naturbilder, die sich in wunderbarer Größe und Mannigfaltigkeit vor meinem staunenden



Schule in Scotsdale A., eine Außenstation von Triashill in Rhodesia.

am Kreuze ist ein ewiges Opfer, ein Opfer von unvergänglicher, ewig neuer, unendlicher Wirkung, welche aber den Menschen in der Zeit, die endlich ist und gezählt wird, zu gute kommen soll. Darum wird nach Einsetzung des menschengewordenen Sohnes Gottes dieses hochheilige Opfer täglich erneuert und wiederholt, bis das Zählen aufhört und die zeitliche Welt zu Ende geht, indem er selber sich durch die Hände rechtmäßig geweihter Priester unter den Gestalten von Brot und Wein seinem himmlischen Vater versöhnend aufopfert.

A. K. Emmerich.

Missionsbilder aus dem Maschonaland.

Vom Hochw. P. Franz Mayr.

(Mit 3 Bildern Seite 84, 85 und 86.)

(Schluß.)

Etwa 70 Kilometer von Triashill entfernt, weit oben im Nordosten von Rhodesia, wo der Gairezi, ein Nebenfluß des Zambesi, das englische Gebiet vom portugiesischen trennt, liegt Scotsdale. Die ganze große

Auge entrollten, reichlich entschädigt. Hier entzückte mich die weite Fernsicht und dort die üppige Vegetation mit den mannigfachen Palmenarten und bunten Blumen.

Eines schönen Nachmittags machte eine ganze Herde „Kudus“ vor mir Halt. Ich konnte mit Muße ihre herrlichen Geweihe bewundern. Sie hatten von mir auch nichts zu fürchten, da ich nie bewaffnet ging. Fürst „Löwe“ ließ sich zwar nicht blicken, aber seine Spuren konnte ich deutlich im Sande sehen. Auf dieser nicht ungefährlichen Reise, die ungefähr eine Woche in Anspruch nahm, erkannte ich den hohen Wert meiner schwarzen Begleiter, sowie meines wackeren Reitpferdes. Ich hatte nämlich aus unserer Schule in Triashill vier ortskundige junge Männer als Führer und Gepäckträger mitgenommen; das Reitpferd aber war unser bewährter Maulesel, welcher den Ehrennamen „Schilling“ führt. Nie hörte ich aus dem Munde meiner Schwarzen trotz der schweren Lasten, der langen Tagmärsche und der kurzen Nachtruhe eine Klage. Und so oft wir an einer besonders gefährlichen Stelle kamen, wurde ich von ihnen

gleich aufmerksam gemacht, und wurde mir jedmögliche Hilfe zu teil.

Auch Schilling scheute weder Stoch noch Stein, weder Sumpf noch Wasser. Einmal brach beim Abstieg der Schnanzriemen; Sattel und Reiter saßen dem Tiere sofort auf dem Nacken; dieses aber ließ in gewohnter Treue den Reiter ruhig absteigen und den Schaden durch einen Schwanzriemen aus Baumbast, der den ledernen vertreten mußte, ausbessern. Auch dann machte der gute „Schilling“ keine Schwierigkeiten, wenn er gezwungen war, an recht schlechten Uebergangsstellen Klüfte zu durchschreiten, wobei er sich oft das Knie an die harten Steinblöcke anstieß oder so tief in den Schlamm einsank, daß er nur mühsam die Beine wieder herausziehen konnte. Kurz, einem so treuen, willigen

Feldbett, das mit Stricken aus Baumbast etwas hochgezogen wurde; die Kerzen hielten zwei Kaffernknaben, der Priester bediente sich in Ermangelung eines Metzdiener selbst usw., und dennoch machten die Zeremonien auf das lautlos dahnende Volk den tiefsten Eindruck. Störungen kommen nie vor, und auch die rohesten Heiden folgen der heiligen Handlung mit großer Aufmerksamkeit und Ruhe. Man könnte wirklich meinen, man befände sich mitten unter einer andächtigen Christengemeinde.

An manchen Orten fand ich alte Hasen an Bäumen aufgehängt, welche als Glocken dienen und die Kraalbewohner am Morgen und Abend zum gemeinsamen Gebet zusammenrufen. Auch dieser Brauch wurde von den jungen Leuten, die in Triashill unsere Missionschule



Schule in Scotsdale B., eine Außenschule von Triashill in Rhodesia, zwei gute Tagreisen davon entfernt.

Tiere ist die beste Pflege und eine lange Lebensfrist zu wünschen, denn es leistet der Mission ganz vorzügliche Dienste.

Der Missionär hat auf solchen Reisen außer etwas Proviant, den nötigsten Kleidungsstücken und einem Feldbett meist auch die Geräte zum Lesen der heiligen Messe bei sich. Welche Freude erfüllt da sein Herz, wenn er gegen alles Erwarten hört, wie durch die schwarzen Burschen, die unsere Missionschule besuchten und dann zu Hause auch ihre Freunde und Verwandten unterrichteten, die Kenntnis der katholischen Gebete und Gesänge schon bis in diese entferntesten Landesteile vorgedrungen ist. Vor mir war noch kein katholischer Priester hierher gekommen, und dennoch fehlte bei keiner heiligen Messe, die ich auf dieser Reise las, das Rosenkranzgebet und schöner, erbaulicher Volksgefang. So sehr sind unsere Missionschüler darauf bedacht, das Glück des wahren Glaubens auch ihren armen Landsleuten mitzuteilen, und in der Regel finden sie an ihnen die willigsten Zuhörer. Der liebe Heiland wird daher gewiß wohl zufrieden sein, wenn es bei einem solchen Gottesdienste auch noch so ärmlich hergeht. Den Altar bildete das

besuchten, eingeführt. Den besten und nachhaltigsten Einfluß aber üben sie auf ihre heidnische Umgebung durch ihren frommen, echtchristlichen Lebenswandel aus.

Wir sehen auch hier, die Ernte ist reif . . . doch der Schnitter sind wenige. O wenn sich doch mehr junge, seeleneifrige Priester fänden, die bereit sind, ihr Heimatland und alles zu verlassen, um hier den Heiden das Evangelium zu verkünden! O daß sie doch bald kämen, bevor sich Andersgläubige eindrängen und uns den günstigen Boden wegnehmen!

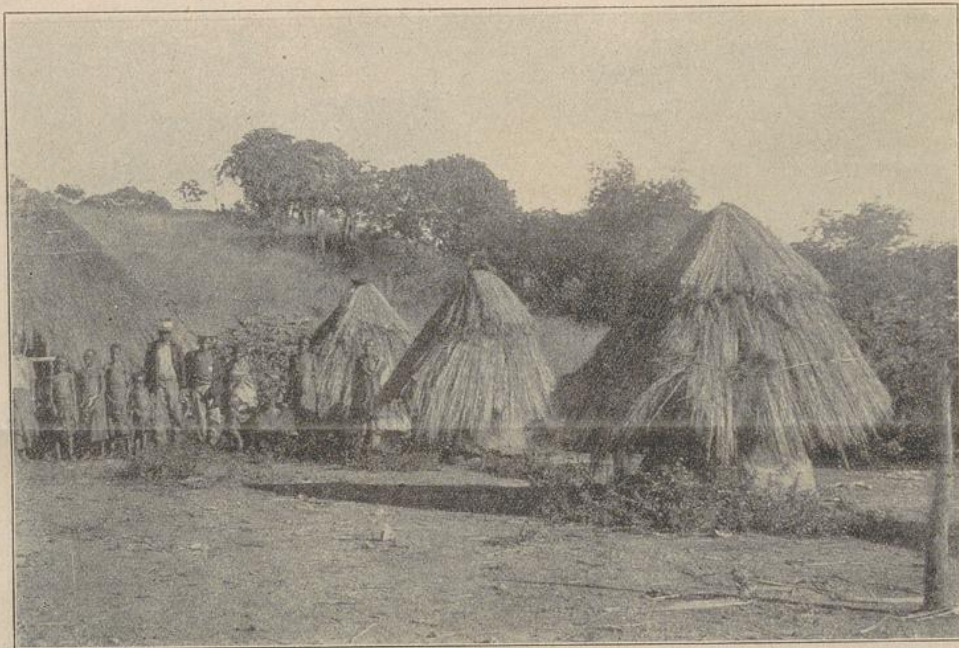
Die Station „Scotsdale A“ ist von ihrer Schwester „B“ ungefähr sechs Wegstunden entfernt. Bei unserem gegenwärtigen Mangel an Missionskräften kann daher der Gottesdienst nur sehr unregelmäßig dort stattfinden. Es wird einem wirklich das Herz schwer, wenn man von diesen fürs Christentum so begeisterten Seelen wieder scheiden muß, weil auch anderwärts die Neubekehrten auf den Missionspriester warten. O wie traurig sehen diese Leute dem Priester nach, wenn er wieder von ihnen fortgehen muß!

Hinter Imhanga ist mir aufgefallen, mit welchem erstaunlichem Fleiße die früheren Bewohner das Land be-

arbeitet haben müssen. Denn man sieht hier auf den Anhöhen terrassenförmig ungeheure Steine und Felsblöcke aufgebaut, die den Zweck haben, das Abrollen des Erdreiches zu verhindern. Man muß sich nur wundern, wie sie das fertig brachten; auch müssen sie einen seltenen Arbeitseifer gehabt haben.

Als ich meinen schwarzen Begleitern gegenüber offen meiner Verwunderung Ausdruck gab, meinten sie, ihre Vorfahren seien nicht nur kräftiger als sie gewesen, sondern auch fleißiger und arbeitsamer. — Uebrigens muß das Land früher ein dichte Bevölkerung gehabt haben, das zeigen die vielen Kraaküberreste an, und dann zwang sie die Not von selbst, die kleinen Parzellen fruchtbaren Bodens, die ohnehin meist künstlich gewonnen waren, durch Steinmauern und Schutzwälle zu sichern.

Tinofara ngekuti mwakatumira isu wafundisi. Tinod-
Wir freuen uns, weil Ihr geschickt uns Lehrer. Wir
zidza zwakanaka. Tinoteta, batsiranyi wafundisi
lernen gut. Wir bitten, helfet den Lehrern
wedu wo nge mari ne zimwe zwiwo zwo kubatsira
unsern doch mit Geld u. andere Sachen zu unterstützen
chikoro. Musanete kubatsira wafundisi wedu, Mwari
die Schule. Werdet nicht müde zu helfen den Lehrern
uchamukomborera. Baba wedu we ku denga
unseren, Gott wird Euch segnen. Vater unser im Himmel
nga agare nemwi mazuwa ese. Munawanga mwese;
möge bleiben bei Euch Tage alle. Lebet wohl Ihr alle;
ndapedza masoko angu nge kuringira
ich habe beendigt die Neuigkeiten meine in der Hoffnung,



Fruchthütten am Gairezi, einem Nebenflusse des Sambesi in Rhodesia.

Man zeigte mir dort auch Gruben mit dem sogenannten Eisenstein, der hier in Rhodesia sehr häufig vorkommt, und dessen Gewinnung sich die früheren Bewohner sehr angelegen sein ließen.

Briefe schwarzer Schulkinder.

Jüngst sandten mehrere Kinder unserer Missions-
schule „St. Barbara“, einer Außenstation von Triashill
in Rhodesia (Südafrika) Briefe an ihre geehrten Gön-
ner und Wohltäter in Europa und Amerika, die wir mit
beigefügter deutscher Uebersetzung im Urtext (Chima-
nyika) wiedergeben wollen. Den Reigen dieser Schrift-
steller eröffnet ein gewisser Raphael Madzambaire; er
ist 14 Jahre alt und zeichnet sich durch große Aufmerk-
samkeit in der Schule aus. Er schreibt:

St. Barbara-Schule, 15. Nov. 1912.

Wachena wanodikanwa we Yuropu!
Weiße geliebte in Europa!

Kaiwanyi; muri wadi here? Isu tiri wadi.
Seid gegrüßt; seid Ihr wohl? Wir sind wohl.

kuti Christmas rinowuya nditora zwiwo zwise izwo
daß Weihnachten kommende ich erhalte Sachen alle, die
ndakakumbira.
ich erflchte.

Ndisu wana we kwa St. Barbara-School.

Wir Kinder von St. Barbara-Schule.

Ndini Raphael Madzambaire.

Ich Raphael Madzambaire.

Ein zweiter Schüler, Moysius Nyanhete mit Namen,
läßt sich also vernehmen:

Warangu wanodiwa we mberi kwe nyanza!
Weiße geliebte von jenseits des Meeres!

Tinofara kwazwo ngekuti mwakanaka. Tino-

Wir freuen uns sehr, weil Ihr seid gut. Wir
teta kuti mutumire nhumbi ne mari kune wadzidzisi
bitten, schicket Sachen und Geld zu den Lehrern
wedu, wari kutidzidzisa zwakanaka. Mwari ucha-
unsern, welche uns lehren gut. Gott wird
mukomborera. Ndinobvunza kuti mayi we mudzidzisi
Euch segnen. Ich frage, ob die Mutter des Lehrers

wedu nge wadi here ne mukoma wake nge wadi here
unser ist wohl und älterer Bruder sein ist wohl?
ne tumwana nge wadi here ne washamwari wake nge
und die Kleinen sind wohl und Freunde seine sind
wadi here? Munatuma bachi ne hembe ne burukwe
wohl? Sendet Rock und Hemd und Hose

kuneni, ndiri murombo. Ndinodzidza kwa St. Barbara.
zu mir, ich bin arm. Ich lerne in St. Barbara.
Ndini Aloysius Nyanhete.
Ich Aloysius Nyanhete.

Den Schluß bilde für diesmal ein Brief des zehn-
jährigen Michael Samhembere, der bei der letzten Schul-
prüfung vom Herrn Schulinspektor besonders belobt
wurde. Der Brief ist an den Hochw. P. Franz Wahr
gerichtet, der seinerzeit die Mission in Triashill eröffnete,
und jetzt als Lehrer in unserm Missionshause in „St.
Paul“ in Holland weilt. Er lautet folgendermaßen:

Tinomuda zwizhinzi wanhu we Yuropu. In-
Wir lieben Sie sehr, Menschen Europas. Höret
zwanyi masoko angu. Baba unodiwa kwazwo! Ndi-
Neuigkeiten meine. Vater lieb sehr! Ich
nobvunza kuti muri wadi here, baba unodikanwa kwazwo!
frage, ob Ihr wohl seid, Vater lieb sehr?
Zwino mwakaenda Yuropu, tiri warombo zwino.
Nun seid Ihr gegangen nach Europa, wir sind Waisen nun.
Kuti muchiwuya ino, ndinofara
Wenn Ihr zurückkehren werdet hier, werde ich mich freuen
ne kupembera kukuru. Baba we munandipindura wo,
und frohlocken gewaltig. Vater, bitte, antwortet mir;
garanyi zwakanaka mazuwa ese! Tinamatirenyi pana
lebet wohl Tage alle! Bittet für mich bei
Jesu Kristo. Ndini Michael Samhembere.
Jesus Christus. Ich Michael Samhembere.
(Fortsetzung folgt.)

Hungersnot in Keilands.

Von Schw. Edeltrudis, C. P. S.

„Wie geht es denn jetzt in Keilands?“ dürfte sich
schon mancher unserer Wohlthäter gefragt haben. „Lebt
wohl die Schwester noch, die damals so dringend um
Kleidchen für die armen Heidenkinder gebettelt hat, und
der wir so vieles schickten?“

Ja, sie lebt noch, sagt allen, die ihr geholfen, herz-
innigen Dank und betet mit ihren Mitschwestern und
mit den schwarzen Kindern und Neuchristen fleißig zum
lieben Gott, daß Er alle diese Gaben mit reichem Segen
vergelten möge. — Das Missionswerk geht, wenn auch
langsam, doch stetig voran. Unsere Missionschulen sind
beständig im Wachsen begriffen. Kostschulen wie in
Natal haben wir hier nicht, sondern nur Tageschulen;
wir wären auch gar nicht imstande, sie zu erhalten,
müssen wir doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen
froh sein, wenn das wenige, das wir dem steinigen
Boden abgewinnen können, für unsere eigene kleine Ge-
meinde reicht. Wie lange schon entbehren wir alles Ge-
müße, das doch sonst unsere Hauptnahrung ist; denn es
hat hier seit acht Monaten nicht mehr ge-
regnet. Wir hatten um teures Geld einen Sack voll
Saatkartoffel gekauft, und sparten fast jeden Tropfen
Wasser auf, um die Pflanzen zu begießen. Doch wir
ernteten nicht einmal die Ausfaat, und die wenigen
Knollen, die wir bekamen, waren kaum nutzlos.

Ich habe während meines bald 25jährigen Missions-
leben oft bittere Not erlebt und manches Elend bei

unseren Schwarzen mitangesehen, aber die hiesige Hun-
gersnot stellt das alles weit in den Schatten. In Natal
gingen die Schwarzen, wenn sie nichts mehr zu essen
hatten, aufs Feld hinaus und holten das Unkraut heim
zum Kochen; hier aber ist, soweit das Auge reicht, kein
grünes Halmchen mehr zu sehen. Nichts, als weißer,
glühendheißer Sand am Flußufer, und der Fluß selbst,
der den stolzen Namen „Großer Keifluß“ trägt, wird
bald vertrocknet sein; man sieht fast nichts mehr als die
nackten Felsen, die zum Himmel ragen. Manche
unserer Schulkinder bekommen bloß alle zwei Tage
etwas Weniges zu essen, andere können vor Hunger gar
nicht mehr kommen oder bleiben wenigstens mehrere
Tage aus. Fragt man sie, weshalb sie nicht gekommen
sind, so kann man zur Antwort erhalten: „Da und dort
ist ein Baum, dessen Wurzeln man essen kann; die haben
wir ausgegraben, um nicht Hungers zu sterben.“

Daß es in solchen Zeiten auch viele Kranke gibt,
liegt auf der Hand. O welche Not habe ich bei meinen
verschiedenen Krankenbesuchen gesehen! Da tritt einem
buchstäblich das „verförmte Elend“ entgegen, und wie
schneidet es einem ins Herz, dies sehen zu müssen und
nicht helfen können! —

Das Vieh ist größtenteils der allgemeinen Not schon
erlegen; hie und da sieht man mitten in einer öden
Sandfläche ein zum reinsten Skelett abgemagertes Rind
stehen und Sand fressen, bis es umfällt und verendet.
Kaum ist es tot, so fallen die Schwarzen mit einem
wahren Heißhunger über dasselbe her, um das bißchen
Fleisch abzunagen, das etwa noch an den Knochen hängt.

O mit welchem Bangen schauen die armen Leute
zum Himmel auf! Es ist jetzt die Zeit der Ausfaat, und
wenn nicht bald ein Regen kommt, ist das nächste Jahr
noch ein größeres Hungerjahr als das heurige. —

Wer hilft uns beten, daß die Schwergelährten Leute
diese Heimsuchung Gottes bestehen? Wer will ein
Scherlein geben, ihren Hunger zu stillen. Hier tut
schleunige Hilfe dringend not!

Seldküche.

(Siehe Bild Seite 88.)

Gardenberg, November 1912. — Die Prosa des Le-
bens ist nicht immer ohne Poesie, wie auch die Poesie
nicht stets ohne Prosa. Beides gilt in nicht geringem
Grade vom Leben des Missionärs.

Die Ritte hoch zu Ross, durch afrikanische Wildnis,
Steppe und Wüste, über Berg und Tal sind oft reizend-
schön. Doch „allzuviel ist ungesund“, selbst wenn alles
wunderlich und hochromantisch wäre. . . . Schon oft
und oft ging ich um 4 Uhr morgens oder noch früher
von der Missionsstation weg, machte einen langen schar-
fen Ritt, las die heilige Messe, erledigte sodann eine
Menge von Seelsorgsarbeiten, wie Beicht hören, Unter-
richtgeben, Audienzen erteilen, Frieden stiften usw., und
kam endlich abends todmüde heim, ohne etwas anderes
gegessen zu haben als ein trockenes Stück Brot. Magen-
krämpfe, Milzleiden und andere unangenehme Gäste
machen sich da mit der Zeit bemerkbarer, als gerade nötig
wäre. — Essen mit den Schwarzen, oder auch nur ein
Essen von ihnen annehmen, tat ich bis jetzt nur im
äußersten Notfalle, wenn ich irgendwo über Nacht blieb.
Der Kaffer würde einen mit gar zu kaffrischen Augen
anschauen. Wer mit ihm ißt oder gar trinkt, ist eben
„Kaffer“ in seinen Augen.

So habe ich mich denn mit einer Feldküche versehen, und das geht prächtig. Als eines schönen Tages der Photograph mit mir ausgezogen war und er gerade an seinem geheimnisvollen Kasten herumhantierte, spürte ich ein menschliches Reges, zog mich in eine Felsenspalte zurück und — kochte. Er fand mich bald, lächelte, richtete sein großes Auge auf mich und — knipste. So kam ich samt Ofen, Erbswurst und Kaffee auf die Platte. —

Es war gerade 12 Uhr Mittags, als uns echt deutsche Erbswurstsuppe aus Heilbronn mit Natalkaffee zu weiteren „künstlichen“ Unternehmungen den nötigen Mut verlieh.
P. Chrysofomus Ruthig.

Der Tod ein Seelenarzt.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Vor etwa sieben Jahren kam ich als neugeweihter Priester nach unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie. Die praktische Seelsorge war mir natürlich noch fremd, und doch wartete meiner schon am ersten Tag nach meiner Ankunft ein merkwürdiger Fall:



P. Chrysofomus Ruthig bereitet sein „mittäges Frühstück“.

Es war Sonntag nachmittags, und ich hatte eben die Segensandacht beendet, als ich zu einer schwerkranken Person gerufen wurde. Da der betreffende Kraal in der Nähe lag, machte ich mich sogleich zu Fuß auf den Weg. Bei meiner Ankunft fand ich eine ältere, überaus forpente Frau, die, wie es schien, eben daran war, ihre Seele auszuhauhen. Sie war bewußtlos, sprach nichts, sah nichts, hörte vielleicht auch nichts mehr. — Ich gab ihr schnell die Absolution, griff nach dem Kranken-Dele und erteilte ihr mit einer einzigen Salbung auf die Stirne das heilige Sakrament der letzten Delung, denn ihr Lebenslichtlein wollte, wie es schien, schon im nächsten Augenblick erlöschen.

Doch siehe, nach ein paar Minuten atmete sie wieder tief auf, doch das Bewußtsein kam nicht zurück. Ich führte nun nach kirchlicher Vorschrift die heiligen Salbungen zu Ende, und betete ihr, weil ich doch mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß sie noch hörte und mich verstand, kurze Akte der Reue, des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, sowie der Ergebung in Gottes heiligen Willen vor, gab ihr die Generalabsolution und verrichtete zuletzt noch die Sterbegebete. Ihr Zustand änderte sich nicht; ich selbst kehrte erst am späten Abend nach Hause zurück.

Die arme Frau aber hatte noch drei Tage lang mit dem Tode zu ringen, bis sie endlich Mittwoch früh von ihren Leiden erlöst wurde. Es war die Mutter des in unserer Mission sehr bekannten Georg Ngwazi. R. I. P.

Einen ähnlichen Fall erlebte ich später in „St. Michael“. Ein Bübchen von ungefähr 5 bis 6 Jahren verweilte in unserer Kostschule und war stets frisch und munter. Eines Tages mußte der Kleine ins Krankenzimmer; er war unwohl, doch schien die Sache gar nicht gefährlich zu sein. Da klopfte es plötzlich in der Nacht um 11 Uhr an mein Fenster. Ich möge gleich kommen, hieß es, der kleine Ferrus liege am Sterben! — Und wirklich: wie ich, unverzüglich dem Rufe Folge leistend, an die Lagerstätte des Knaben trete, schien er eben zu sterben. Schnell gebe ich ihm, wie in dem oben angegebenen Fall, die letzte Delung. Das eine Auge des Kindes war schon ganz gebrochen und nur noch ein wenig geöffnet, während das andere noch ein wenig frischer aussah. Doch das Ende kam noch nicht; das beständige Ringen mit dem unerbittlichen Tode dauerte von Samstag abends fort bis Dienstag nachmittags, wo der Kleine endlich still und friedlich seine Seele aushauchte.

Warum ließ der Herr das Kind so lange leiden? Ich vermute, zur Sühne für die Sünden seiner Eltern und um diese wieder auf bessere Wege zu bringen. Denn dieselben waren allerdings Christen, lebten aber leider noch schlimmer als viele Heiden. Sie hatten sich von einander getrennt, und die Mutter hatte sogar die Kleider geworfen und ging offen wie eine Heidin umher. Da hört sie von der schweren Erkrankung ihres Kindes. Sie kommt und sieht mit Schrecken das Glend ihres armen, unschuldigen Kindes. Auch der Vater eilt herbei. Beide bekennen offen, Gott habe um ihrer Sünden willen ihr Kind so schwer gestraft und geloben Besserung. Sie hielten auch

Wort; die Mutter legte wieder christliche Kleider an, und beide gingen wieder zu den heiligen Sakramenten. So war der Tod des Kindes die Ursache geworden zur geistigen Auferweckung der Eltern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erbarmungen des Herrn will ich lobpreisen ewiglich. Ps. 88, 1.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner.

(Fortsetzung.)

St. Michael. — In der ersten Hälfte des Monats September 1910 kam Gabriele, eines unserer Marienhausmädchen, zu mir und sagte: „Vater, in Springvale, auf der Farm des Tom Clarence, liegt Aaron, einer meiner Verwandten, schwerkrank darnieder. Er läßt dich bitten, daß du ihn besuchst und ihn taufest.“

Nach einigen Fragen stellte sich heraus, daß der Kranke als kleiner Knabe in der englischen Hochkirche getauft worden war. Später aber, in den zügellosen Jugendjahren, hatte er dem Christentum Valet gesagt, die europäischen Kleider ausgezogen und dann wie ein Heide fortgelebt.

„Aber Gabriele“, entgegnete ich, „der Kranke, von dem du sprichst, ist ja schon getauft, wenn auch von seinem Glauben wieder abgefallen. Wie sollte ich ihn also nochmals taufen? Ich könnte ihn höchstens in die katholische Kirche aufnehmen, falls er die rechte Gesinnung hätte.“

„Baba, das ist schon richtig, und das alles weiß ich recht gut; ich wollte dir nur überbringen, was mir der Kranke gesagt hat. Bitte, geh' zu ihm, er ist mein Verwandter, ist schwer krank und hat ein großes Verlangen nach einem katholischen Priester.“

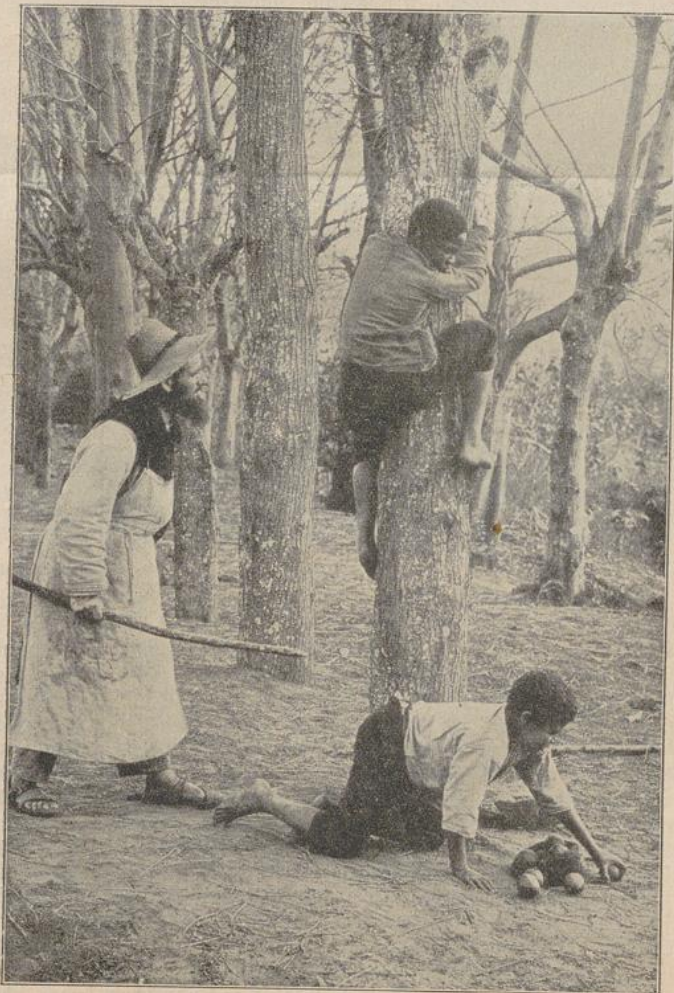
„Gut“, sagte ich, „ich werde bei erster Gelegenheit nach ihm schauen.“ — Offen gestanden, ich fühlte geringe Lust in mir, unter solchen Umständen einzugreifen. Er war in der Hochkirche getauft, dann abgefallen, hatte so lange wie ein Heide gelebt, wohnte gegenwärtig auf der Farm eines Engländers, der ein guter Freund eines protestantischen Prädikanten war, kurz, Gründe genug, mich vorerst zurückzuhalten und die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Es vergingen einige Tage, da — es war am 13. September 1910 — kamen an einem einzigen Tage drei Boten, zuerst Gabriele, dann ein Kaffer, endlich mein Katechet, und jedes überbrachte die gleiche Meldung: Aaron lasse mich dringend bitten, zu ihm zu kommen, von seinem Prediger wolle er nichts wissen, er wolle katholisch werden, und ich solle ihm helfen. Was nun? Es war schon Abend, bis zum betreffenden Kraal waren es gut zwei Stunden, der Weg schlecht; dazu sollte ich am nächsten Morgen nach Pambinyoni gehen, dort die hl. Messe zu lesen. . . Die schließliche Entscheidung lautete: „Gut, morgen, nach beendigtem Gottesdienst in Pambinyoni werde ich zu ihm kommen; bis dahin möge er sich gedulden.“

Um 5 Uhr früh am nächsten Tag machte ich mich schon auf den Weg nach

Pambinyoni. Albert, der Katechet, begleitete mich. An Ort und Stelle hörte ich zunächst einige Beichten, las dann die heilige Messe, gab Unterricht und schlichtete noch dies und das, bis ich mich endlich auf dem Weg zum Kranken machen konnte. Es war ein heißer, schwüler Tag. Gegen drei Uhr nachmittags kamen wir endlich nach langem Ritt über Berg und Tal in einer Schlucht an, wo wir die Hütte des Kranken fanden. Wir wurden von den Leuten, die meist der englischen Hochkirche angehören, recht freundlich empfangen. Der Patient selbst, ein wahre Jammergestalt, lag, in seine Decken eingewickelt, am Boden. Er bezeugte mir seine unverhohlene Freude, daß ich gekommen und erneuerte sofort seine Bitte um die heilige Taufe.

Ich frag ihn nun selbst, ob er denn nicht schon getauft sei, und weshalb er denn mich rufe, und nicht seinen Prädikanten. Da erzählte er mir nun mit matter, gebrochener Stimme offen und ausführlich seinen ganzen Lebenslauf, wie er als kleiner Junge getauft worden sei, wie er dann alles, was ihm ans Christentum erinnerte, weggeworfen habe, um wie ein Heide zu leben. Jetzt aber, da der Tod nahe, wolle er alles wieder in Ordnung bringen und mit Gott sich aussöhnen; sein Unfundisi könne ihm nicht helfen — es sei auch zweifelhaft, ob er zu ihm kommen würde, — ich, ein katholischer



Jugend hat keine Tugend.

Priester, könne und müsse ihm helfen; ich solle ihm nur sagen, was er zu tun habe, er sei zu allem bereit. . . .

Eine bessere Disposition konnte ich mir einfach nicht wünschen. Ich begann sofort meinen Unterricht, fast mich aber so kurz als möglich, denn der Kranke war sehr schwach und elend. Er hatte die Lungenschwindsucht im höchsten Grad, und sein Lebenslichtlein konnte jeden Tag auslöschen. Er merkte auf alles genau auf — nicht minder die protestantische Umgebung. — gab klare, präzise Antworten und stimmte allem bei. Nachdem ich ihm das Nötigste beigebracht hatte, richtete ich alles her, um ihn in die katholische Kirche aufzunehmen. Eine Kiste mußte als Altar dienen, darauf stellte ich ein kleines Kreuzifix und zwei brennende Kerzen. Dann zog ich Kuchel und Stola an, nahm das Rituale zur Hand und sagte ihm in kleinen Sätzen, die er wortgetreu nachsprach, das Tridentinische Glaubensbekenntnis usw. vor und ließ ihm zum Schluß die Hand aufs Evangelium legen. Als Zeuge fungierte Albert, der Katechet. Die Beicht machte ich ihm durch Fragen tunlichst leicht, — hatte er mir doch schon zuvor alles frei und offen gestanden, — dann wiederholte ich bedingungsweise die heilige Taufe und spendete ihm ebenfalls bedingt die Absolution. Wer war nun glücklicher, als unser Josef Aaron! Er fühlte sich frei von Sünden, war ein Kind der heiligen katholischen Kirche und sah nun getrost seinem Ende entgegen.

Es war schon ziemlich spät geworden, bis alles fertig war, und es war für mich und Albert hohe Zeit, an die Rückkehr zu denken, wenn wir vor Einbruch der Nacht wenigstens aus den schlimmsten Löchern und Schluchten heil herauskommen wollten. Ich nahm von Josef Aaron, der mir herzlich dankte, Abschied; es war auf Nimmerwiedersehen. Sechs Tage darauf stand seine Seele schon vor dem ewigen Richter. Möge, so hoffe und wünsche ich, ein gnädiges Gericht über ihn ergangen sein! R. L. P.

Herzenseinfalt unserer Kaffern.

Vor nicht gar langer Zeit war hier in Centocow eine Beerdigung, bei der sich auch viele Heiden einfanden. Unter den Leidtragenden war nun auch ein altes Männchen, das noch nie unsern Gottesacker gesehen hatte. Während nun das übrige Volk um das Grab herumstand und Zeuge war, wie der Priester Leiche und Grab einsegnete, schaute der hochbetagte Mann unverwandten Blickes zu dem Kreuzifix hinauf, das in der Mitte des Friedhofes steht.

Lange, lange betrachtete er den schmerzlicherwunden Leib des Herrn am Kreuze, der da so grausam mit Händen und Füßen am Kreuzesbalken angenagelt war. Endlich wandte er sich an den neben ihm stehenden Bruder Eduard mit der Frage: „Warum gebt ihr denn dem armen Manne, der da oben hängt, kein Essen? Sein Leib ist ja schon ganz abgemagert und eingefallen; der muß großen Hunger haben!“

Der Bruder bemüht sich nun, dem guten Manne begreiflich zu machen, daß das, was er sehe, kein lebender Mensch, sondern nur das Bild unseres göttlichen Erlösers sei, das kein Essen benötige. Der Heide schaute ihn mit großen Augen an; er konnte es lange nicht fassen und meinte immer wieder, das Bildnis lebe und bedürfe dringender Nahrung. —

Ein anderesmal wollte man gelegentlich einer photographischen Aufnahme auch das Bild einer heidnischen Frau haben. Anfangs stellte sich die betreffende Per-

son ruhig und harmlos unter die übrige Gruppe. Da fällt ihr auf einmal ein, daß sie, die erst kürzlich von einer längeren Krankheit genesen war, noch recht mager und entkräftet sei. Flugs eilt sie mit der Frage auf mich zu: „Schwester, sag' mir, werde ich immer so hager und elend bleiben, wenn ich mich jetzt in diesem Zustande photographieren lasse?“ — Auf die wiederholte Versicherung hin, daß sie trotzdem wieder gesund und stark werden könne und daß das kränkliche Aussehen auf dem Bilde gar keinen Einfluß auf ihre Gesundheit haben werde, beruhigte sie sich endlich und ließ sich mit den übrigen photographieren. —

Bei Gelegenheit einer größeren Tauffeierlichkeit fragte man ein Kaffernweib, welcher neuen, christlichen Namen sie sich wünsche. Die prompte Antwort war: „Oberin“. Sie hatte nämlich bemerkt, daß eine der Schwestern immer mit diesem Namen angedredet werde und daß sie sogar einen gewissen Vorzug vor den übrigen habe und allerlei anordnen und kommandieren dürfe. Das imponierte ihr, und deshalb wollte sie ebenfalls so heißen. Da gab es nun eine lange Auseinandersetzung, um der guten Frau halbwegs begreiflich zu machen, daß das Wort „Oberin“ nur ein Titel, nicht aber der Name einer himmlischen Schutzpatronin sei. Zuletzt ging ihr doch ein Lichtlein auf, und sie wählte sodann den Namen Eugenia.

Ein altes Mütterchen wurde vor der Taufe ebenfalls gefragt, welcher schönen Namen sie sich ausgewählt habe. Sie erwiderte: „Ich möchte Koletta heißen; aber nicht den Namen unserer schwarzen Koletta habe ich mir ausgewählt, die ein bloßes Mädchen in eurem Marienhaus ist, sondern den Namen der Schwester Koletta, der Mutter des Marienhauses“. Alle Versuche, sie aufzuklären, nutzten nur wenig; sie sagte heute noch, sie heiße Koletta, aber keineswegs wie das schwarze Marienhausesmädchen, sondern Koletta, wie die weiße Schwester.

Ein Missionsritt nach dem Ibisital.

Gmaus, 15. Juli 1910. — Letzten Sonntag sollte ich im Ibisital, in einer dem hl. Franz Xaverius geweihten Außenstation, die hl. Messe lesen. Ich wollte den kürzesten Weg wählen, da ich mich aber zwischen den endlosen Bergen und Schluchten verirrt, wurde er für mich der längste. Es ist überhaupt hierzulande nicht ratsam, vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, es sei denn, man kenne jeden Weg und Steg ganz genau.

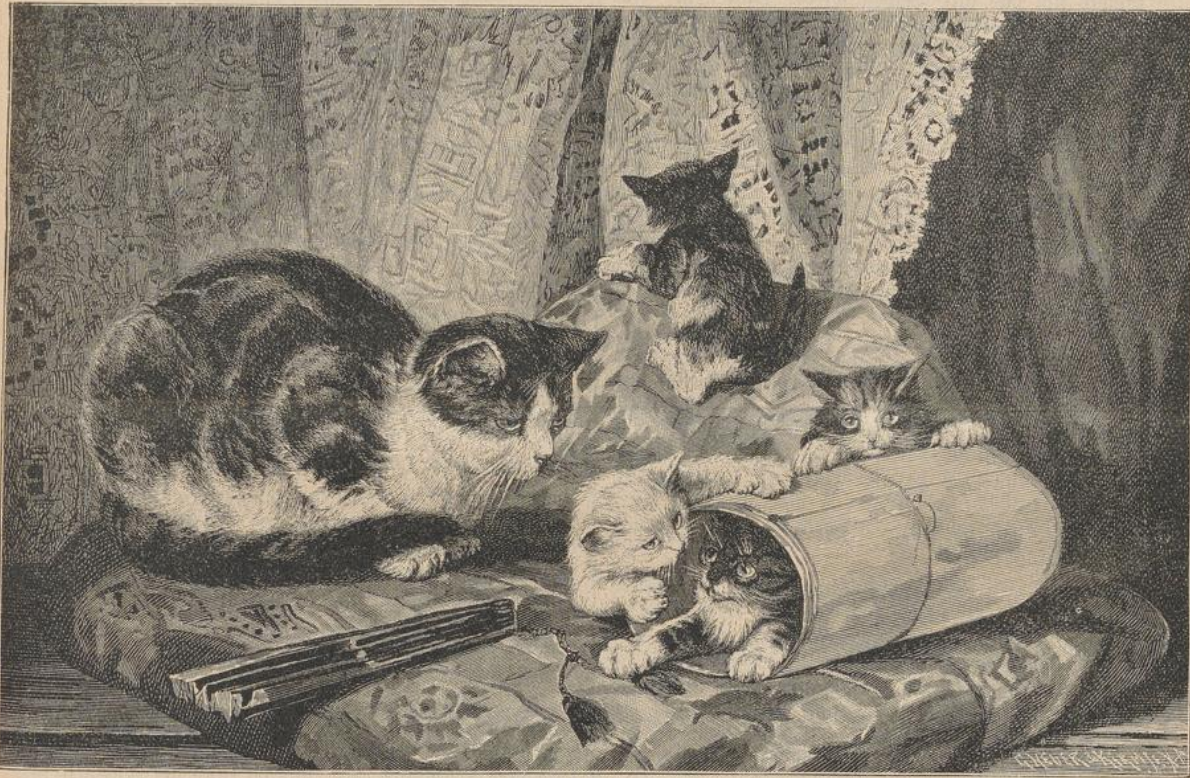
Zum Glück traf ich nach längerem Umherirren einen Mann, der mir die gewünschte Auskunft geben konnte. Ich kannte ihn gut; er ist noch ein Heide, hat aber doch schon mehrere seiner Kinder bei uns taufen lassen; auch hatte ich eine seiner Frauen, die sich in letzter Stunde bekehrt hatte, begraben. Er war heute im Sonntagstaat, d. h. er hatte Schuhe an, eine neue Hose und einen Soldatenmantel und hatte um den Kopf ein neues Tuch gewunden. Damit glaubte er den Tag des Herrn genügend gefeiert zu haben. Auf die Frage, weshalb er nicht in die Kirche, zur Predigt und zum sonntäglichen Gottesdienste gehe, erwiderte er, dazu sei er noch viel zu jung, auch habe er dazu gar keine Zeit, weil er auf seine Ochsen und Ziegen aufpassen müsse. Lektüres war die reinste Lüge, denn er war nur deshalb auf eine Bergeshöhe hinaufgestiegen, um von dort aus eine schöne Umschau halten und auskügeln zu können, wo etwa ein Biergelage stattfände, bei dem er sich gütlich

tan könnte. Nun, zur rechten Zeit wird der Herr diesen Kunden schon in seine Schule nehmen.

Mir wies er übrigens den rechten Weg, so daß ich um 10 Uhr vormittags, also gerade zur rechten Zeit beim bezeichneten Missionskirchlein ankam. „St. Kaverius“ hat eine wunderschöne Lage, man genießt von dort aus eine herrliche Aussicht über die ganze weite Umgebung. Das Kirchlein selbst ist aus Basaltsteinen erbaut und mit Wellblech gedeckt. Auch für den Priester ist eine bescheidene Wohnung da, und ein Holzgerüste dient als provisorischer Glockenturm. Das Innere des Missionskirchleins sieht noch recht leer und ärmlich her; der Boden ist mit Ziegelsteinen ausgelegt. Die schönsten Stierde einer Kirche bilden übrigens fromme, andächtige Christen, und diese waren hier schon zu finden. In

Wagenrad oder einen Pflug usw. reparieren lassen könnte, ist eine große Missionsstation mit ihren verschiedenen Werkstätten ein großer Vorteil.

Nur eins vermüßte ich in jener sonst so hochromantischen Gegend: den Wald. In alter Zeit war ein großer Urwald da, doch infolge leichtsinniger Grasbrände ist er bis auf einige kümmerliche Nests zusammengechwunden. Der Kaffer weiß nichts von einem Waldschutz. Er hackt das schönste Bäumchen um, das ihm gerade taugt, und daß man auch für Nachpflanzung sorgen sollte, fällt ihm im Traume nicht ein. Durch Grasbrennen und Nutzholzen für Hüttenbau gehen alljährlich Tausende der schönsten jungen Stämme verloren. Solange da nicht die Regierung mit aller Strenge eingreift, ist auch keine Besserung zu hoffen.



Eine ungezogene Gesellschaft. Von Henriette Konner.

beträchtlicher Anzahl waren sie von allen Himmels- gegenden herbeigekommen; auch Katechumenen und mehrere Heiden waren darunter. Möglich, daß der eine oder andere von ihnen aus purer Neugierde in die Kirche kam, tut nichts, schon mancher hat auf diese Weise den Weg zum wahren Glauben gefunden. Die schwarzen Neuchristen sangen recht schöne, erbauliche Lieder, und ein Kaffernknabe aus Lourdes spielte auf dem Harmonium.

Hier in der Nähe ist auch ein schöner Wasserfall. Unser Gründer, der Hochw. P. Franz, dachte immer daran, ihn für eine elektrische Kraftanlage auszunützen. Jenseits des Flusses wohnt ein protestantischer Engländer, der uns auch ziemlich freundlich gesinnt ist. Vielleicht ist etwas Eigennutz dabei, denn für einen Farmer in solch' abgelegener Gegend, wo weit und breit keine Stadt und kein Flecken ist, wo er ein zerbrochenes

Unterhalb des Kirchenplatzes liegt dem Ibisflusse entlang eine beträchtliche Ebene, die, wenn urbar gemacht, ein vorzügliches Ackerland repräsentieren würde. Doch für uns selbst ist der Platz zu weit entlegen, und die Schwarzen scheuen die Mühe, einen Flußlauf zu regulieren und wildes Gras- und Sumpfland zu kultivieren. Sie begnügen sich einfach damit, weiter oberhalb einige kleine Felder auszuwählen und sie nach ihrer Art zu bestellen. Das kostet wenig Arbeit und trägt ihnen doch soviel ein, daß sie davon leben können. Es wird noch geraume Zeit brauchen, bis sich die Schwarzen zu höheren Ideen aufschwingen.

Gehet zu Joseph.

Von den vielen Gebetsanhörungen, welche uns neuerdings zuzugingen, seien für diesmal folgende erwähnt:

„Ich war in Geldnot und wußte mir kaum mehr zu helfen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph und an die armen Seelen; und siehe, schon am ersten Tag erhielt ich ganz unerwartet einen recht ansehnlichen Geldbetrag und am dritten einen noch größeren, so daß mir vollständig geholfen war. Ich ließ in schuldiger Dankbarkeit sofort zwei hl. Messen für die armen Seelen lesen. Kurz darauf wurde ich krank und hatte große Schmerzen auszustehen; auch da halfen mir in kurzer Frist die armen Seelen, so daß ich keine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen brauchte.“ —

Ein Vergißmeinnicht-Leser schreibt: „Vor einiger Zeit bekam ich einen schweren Schlag ans linke Schienbein. Ich war schon früher fußleidend und infolge dessen arbeitsunfähig gewesen und befürchtete daher mit Grund, es möchte sich das alte Leiden wieder einstellen. Ich hätte dadurch meine Stellung verloren und wäre in große Not gekommen. In meiner Herzensangst wandte ich mich an den hl. Joseph und versprach eine neuntägige Andacht nebst Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Schon am zweiten Tage ließen die Schmerzen nach, und am Schlusse der Novene fühlte ich mich vollkommen geheilt. Leider unterließ ich den versprochenen Dank, bis ich kürzlich in sehr unangenehmer Weise an mein Versprechen erinnert wurde. Drum will ich nicht länger zögern, bekenne offen, daß der hl. Joseph mir geholfen und rufe allen Lesern des „Vergißmeinnicht“ zu: Nehmet eure Zuflucht zum hl. Joseph; er hilft in jeder Not!“ —

„Könnte vergangenen Winter keine Arbeit finden, fragte überall an, bekam aber regelmäßig eine abschlägige Antwort. Was tun? Ich konnte ohne regelmäßigen Verdienst nicht leben. Da begann ich eine neuntägige Andacht zu Ehren des hl. Joseph, und noch bevor ich sie vollendet hatte, bekam ich ein Angebot, das mir für den ganzen Winter Arbeit genug in Aussicht stellte. Drum tausend Dank dem hl. Joseph, dessen Fürbitte mir geholfen!“ —

„Ich war in großer Angst. Eine mir nahestehende Person mußte eine schwierige Prüfung machen. Ich betete zum hl. Joseph und zu den armen Seelen und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“, um dadurch auch das Vertrauen anderer zu stärken. Da überraschte mich plötzlich ein Telegramm mit der Meldung: „Examen sehr gut bestanden!“ — Tausend Dank dem hl. Joseph und den armen Seelen! Mögen sich alle, die Hilfe brauchen, recht vertrauensvoll an sie wenden.“ —

„Ich betete mit meinem Manne schon viele Jahre lang täglich die Josephstlanei. Als wiederum einmal eine große Not bei uns anklopfte, verdoppelten wir unsere Gebete und hielten auch zwei Novenen zum unbeschädigten Herzen Mariä. Die Hilfe kam auffallend schnell. Am sechsten Tage nach Beginn der ersten Novene wurde meinem Manne eine schöne Stelle in Aussicht gestellt und am dreizehnten wurde sie ihm dauernd zugesichert, so daß unsere Not vollständig behoben war. Drum gehei in allen Lebenslagen zur lieben Muttergottes und zum hl. Joseph; sie vermögen alles am Throne Gottes!“ —

Schon seit längerer Zeit bemühte ich mich vergebens, einen verlässigen katholischen Diensthofen zu bekommen. Da empfahl ich die Angelegenheit der schmerzhaften Muttergottes und dem hl. Joseph. An Neujahr ward mir in ganz auffallender Weise geholfen. Auch in einer zweiten Angelegenheit, wobei es sich um die religiöse

Erziehung der Kinder handelt, scheint die Hilfe der beiden großen Schutzpatrone die Sache zu einem glücklichen Ausgang zu führen. Mein Vertrauen ist neu gestärkt, ich will fleißig weiter beten, bis mir und meinen Kindern dauernd geholfen ist.“ —

„Ich kam ganz unschuldiger Weise in Gefahr, Ehre und guten Namen zu verlieren. In meiner Not rief ich zur lieben Muttergottes und zum hl. Joseph und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“. Kurz darauf hat sich alles aufgeklärt; der ungerechte Verdacht ist geschwunden und ich stehe wieder in Ehren da. Darum herzlichen Dank der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph!“ —

„Ich kam in Familienangelegenheiten in arge Bedrängnis, rief zum hl. Joseph und versprach Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht“, das ich erst vor zwei Monaten kennen gelernt hatte und dessen Lektüre mein Vertrauen zum hl. Joseph mächtig weckte. Der Erfolg war überraschend günstig, denn es wurde uns in höchst auffallender Weise schnelle Hilfe. Dem großen hl. Joseph sei mein innigster Dank gesagt!“ —

„Mein fünfjähriger Sohn erkrankte plötzlich schwer; das Fieber stieg so hoch, daß ich glaubte, er würde den kommenden Morgen nicht mehr erleben. Wir hatten überdies keinen Arzt im Ort, und es herrschte gerade ein so stürmisches Regenwetter, daß ich wohl niemand gefunden hätte, der uns ein Fuhrwerk geliehen hätte, aus der Ferne einen Arzt zu holen. In meiner Not wandte ich mich an den hl. Joseph, und siehe, es ging alles gut. Das Fieber ließ nach und ich brauchte für mein Kind auch in der Folge keine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich schreibe dies der Hilfe des hl. Joseph zu, um so mehr, da in der Nachbarschaft ein Kind in gleicher Weise erkrankte, das nur mit vieler Mühe vom Arzte gerettet werden konnte.“ —

„Bin Student und lese schon seit Jahren das „Vergißmeinnicht“, wodurch ich ein besonderes Vertrauen zum hl. Joseph gewonnen habe. Als ich voriges Jahr in meinen Studien in Bedrängnis kam, wandte ich mich ebenfalls an den großen Heiligen um Hilfe und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung. Und siehe, der hl. Joseph hat mir aufs beste geholfen. Ihm sei aus ganzem Herzen Dank gesagt!“ —

„Mein Mann hatte sehr an Rheumatismus zu leiden und konnte lange Zeit seinen Berufspflichten nicht mehr nachgehen. Ich begann eine Andacht zu Ehren des leidenden Heilandes und empfahl mich der Fürbitte des hl. Joseph. Kurz darauf hob sich das Leiden meines Mannes ganz merkwürdig schnell, so daß er in Bälde alle seine Berufsgeschäfte wieder erfüllen konnte. Tausend Dank dem lieben hl. Joseph. Mögen alle in ihren Anliegen die Zuflucht zu ihm nehmen!“ —

„Mit fast fieberhafter Neugierde erwarte ich jedesmal das „Vergißmeinnicht“ schon wegen der vielen Berichte über Gebetserhörungen auf die Fürbitte des hl. Joseph. Heute nun bin ich selber in der Lage, dem hl. Joseph meinen innigen Dank für die Hilfe in einem Anliegen auszusprechen. Schon ein halbes Jahr hatte mir eine gewisse Sache, die ich hier nicht näher andeuten kann, viel Kummer und Sorge gemacht, und alle menschliche Hilfe schien vergebens. Da begann ich mit dem Versprechen der Veröffentlichung eine Novene zum heiligen Joseph; desgleichen versprach ich für einen guten Zweck eine milde Gabe. Doch meine Lage wurde scheinbar immer schwieriger, und gerade am letzten Tag meiner Novene war meine Verlegenheit am größten. Doch,

wo die Not am höchsten, ist Gottes Hilf' am nächsten. So auch hier; es kam mir Hilfe und zwar von einer Person, die mir bis dahin die größten Schwierigkeiten entgegen gesetzt hatte. Ich sehe das für keinen Zufall an, sondern erblicke vielmehr hierin das Walten der göttlichen Vorsehung und die Macht der Fürbitte des hl. Joseph."

Zum weißen Sonntag!

Mütterchen, dein wilder Knabe,
Heute steht er fromm und bleich,
Ernst in seinem schwarzen Kleide,
Doch das Antlitz freudenreich.
Weise, leise, lass' ihn sinnen,
Heute ist sein großer Tag!
Tief im Kinderherzen innen
Weht des Engels Flügelschlag.
Feucht ins Auge steigt die Freude,
In die Seele dir das Glück;
In das Auge schaut auch beide,
Segen ist ein solcher Blick.

Mütterchen, da steht dein Mägdlein,
Wie ein Englein geschmückt,
Fast zu zart die schmacht'gen Glieder,
Fast der Blick zu westentrübt.
Und dein Auge wird dir trübe,
Und dein Herz wird hellstes Licht,
Langer Jahre ganze Liebe
Auf des Mägdleins Locken bricht.
Küß' die Lilie, die reine,
Die zu Gottes Tische geht;
Mutter, segne sie und weine,
Solche Tränen sind Gebet!

Kaffrische Sprichwörter.

"Es ist Blut am Boden des Trinkgefäßes", d. h. Trinkgelage endigen vielfach mit Schlägereien.

"Die Spitze der Nadel geht zuerst durch," d. h. sei genau in kleinen Dingen, und geh' dem Kerne einer Sache nicht durch leere Ausflüchte aus dem Wege.

"Eine Farm grenzt an die andere." Es gibt überall Gefahren und Anlässe zu Streitigkeiten.

"Das Wasser ist unermüdllich im Laufen," so pflegt der Kaffer zu einer Person zu sagen, die ihn durch langes Geschwätz belästigt.

"Aus Morgen wird Uebermorgen," d. h. schiebe eine Sache nicht beständig auf; was du heute tust, ist morgen getan.

"Messer und Fleisch sind niemals gute Freunde." (Warnung vor Streit und ehelichem Zwist.)

"Der Hunger ist unter Kornjäten versteckt," wird von Leuten gesagt, die auf ihren Reichtum stolz sind.

"Löwen knurren, während sie fressen," d. h. der Geizhals gönnt

dem andern nichts, und klagt, selbst wenn er im Ueberfluß lebt.

"Es ist besser, den Feind zurückzutreiben am Hügel, als ihn aus dem Dorfe zu verjagen". (Vorsicht ist besser, als nachträgliche Hilfe.)

"Wir wandern im Bauche eines Ochsen umher", d. h. wir tappen im Finstern.

"Ein Hund, der mit dem Winde kommt". (Ein Mensch, der keinen festen Wohnsitz hat und in den Kraal geht, wo er den fettesten Witten wittert.)

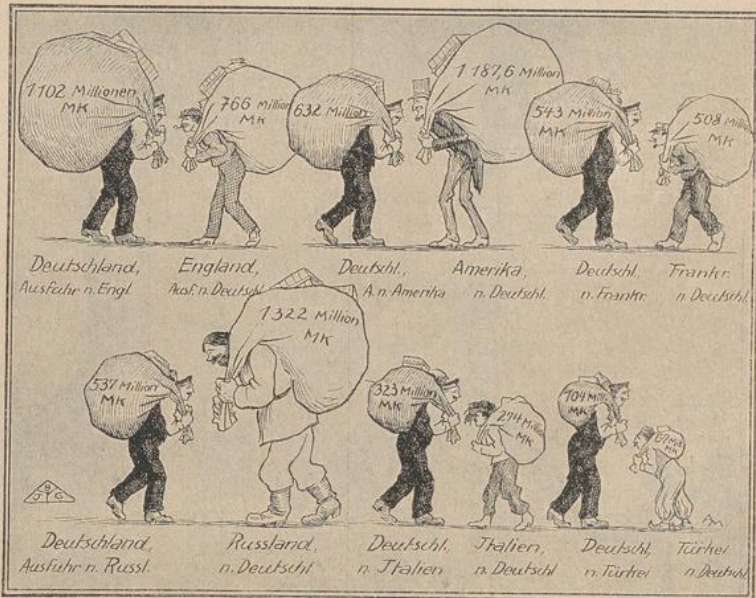
"Es zeigt sich der Fuß eines Bavian", d. h. dieser Mensch ist falsch, er treibt ein verräterisches Spiel.

Ein Riesenwerk moderner Baukunst.

Auf dem Felde der Völkerchlacht bei Leipzig geht jetzt nach zwölfjähriger Arbeit ein Bauwerk seiner Vollendung entgegen, das man zu den gewaltigsten Schöpfungen unserer Zeit rechnen darf — das Völkerchlachtdenkmal. Eine Vorstellung von der Größe dieses Denkmals und der gewaltigen Summe von Arbeit, die nötig war, es zustande zu bringen, geben am ehesten die Zahlenkolonnen, mit denen im Januarheft von „Westermanns Monatschriften“ Dr. Ludwig Weber seinen reich illustrierten Aufsatz über das „Völkerchlachtdenkmal zu Leipzig“ schließt.

Das Völkerchlachtdenkmal mit seinen 91 Meter Höhe ist weitaus das größte und höchste Denkmal Deutschlands. Erst weit nach ihm kommt das Ruffhäuserdenkmal mit 65 Meter, dann der Reihe nach abwärts das Kaiserdenkmal bei der Porta Westfalica mit 61,5, die Siegessäule in Berlin mit 61, das Hermannsdenkmal mit 53,6, die Waterloo säule in Hannover mit 47, das Kaiserdenkmal in Koblenz mit 41, das Niederwalddenkmal mit 38,6, das Kaiserdenkmal in Brandenburg mit 30, die Bavaria in München mit 26,9, das Siegesdenkmal in Leipzig mit 18 und das Siegesdenkmal in Dresden mit 14,6 Meter.

Seinem Umfange entsprechend hat das Völkerchlachtdenkmal weitaus die größte Summe unter den



Der Wert des Friedens.

deutschen Denkmälern erfordert (5½ bis 6 Millionen), und doch ist die Bau Summe verhältnismäßig niedrig, wenn man bedenkt, daß das Kuffhäuserdenkmal, zu dem ungefähr nur der sechzehnte Teil an Baumaterial nötig war, 2¼ Millionen Mark gekostet hat. An Granit wurden für das Völkerschlachtdenkmal rund 12 000 Kubikmeter verbraucht, an Zementstambf beton etwa 100 000 Kubikmeter. Dazu wurden ungefähr 290 000 Zentner Zement verwendet, die auf einem Güterzug verladen gegen 1500 vierachsige Wagen gefüllt und einen Zug in der Länge von fast 15 Kilometer ergeben hätten. Das Holzgerüst kostete rund 250 000 Mark. Wenn man die einzelnen Balken aneinanderlegte, so ergäbe sich eine Länge von Leipzig nach Breslau. Die größten der verwendeten Granitquader wiegen bis 360 Zentner und kosten bis zu 700 Mark das Stück. Für die Kolossalfiguren in der Ruhmeshalle waren je 100 bis 120 Steine von einem Durchmesser bis zu 1½ Meter nötig. Und endlich: der sächsische Staat wird an den 24 zugunsten des Denkmals veranstalteten Lotterien etwa 2½ Millionen Mark an Stempelabgaben verdienen.

Eine schöne Tat.

Aus Sofia wird folgende rührende Episode aus der Schlacht von Mustapha-Pascha berichtet: Mitten in dem wütendsten Ansturm eines bulgarischen Regiments gewährte sein Kommandant Oberst Kurikow plötzlich auf der Straße ein kleines, fünfjähriges Mädchen, das von seiner Mutter auf der wilden Flucht verloren worden war. Im nächsten Augenblick wären die Pferde bereits über das Kind hinweggegangen, da sprang Oberst Kurikow vom Pferde, machte die paar Schritte, die ihn vom Kinde trennten, hob es auf seine Arme und wandte sich zurück, um wieder aufzusitzen. In diesem Moment kam jedoch eine Granate geflogen, die das Pferd in Stücke riß, während der Oberst, der sonst sicher verloren gewesen wäre, verschont blieb. So war die Tat, durch die er dem Kinde das Leben gerettet

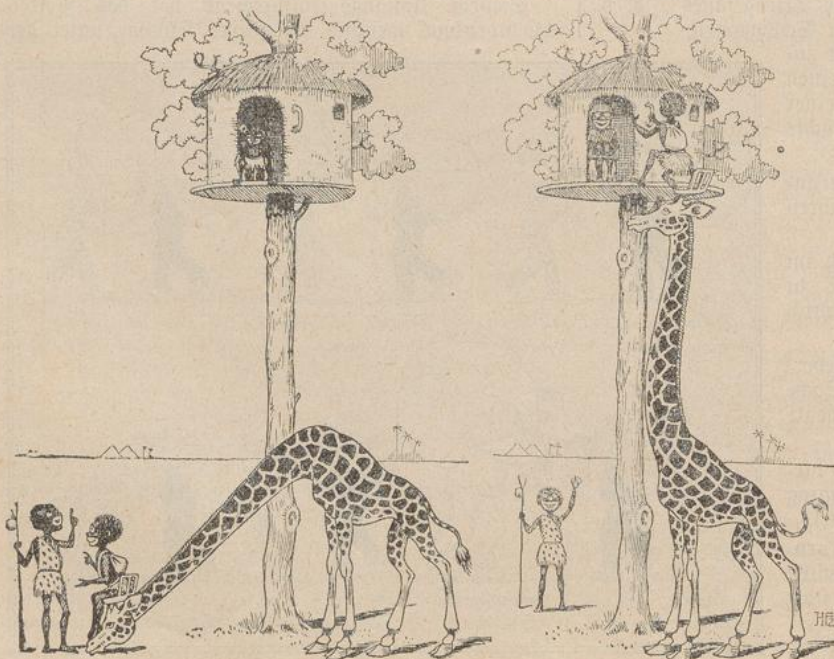
hatte, zur Rettung seines eigenen Lebens ausgeschlagen, und in seiner Nöhrung hierüber ließ Oberst Kurikow das Kind aus der Feuerlinie bringen. Nach der Schlacht ließ er das kleine Wesen dann, da dessen Eltern ja unter den obwaltenden traurigen Umständen nicht zu eruiieren waren, zu sich nach Hause, nämlich nach Sofia bringen, wo er mit Frau und sechs Kindern wohnhaft gewesen war. „Nimm es auf als unser siebentes“ — schrieb er dazu seiner Frau — „es wird an unserm Tisch noch ein Platz sein für ein so armes Kind.“

Aufschieb der Befehung.

Je länger man die Befehung hinausschiebt, um so schwieriger ist sie. Hat man sich ein Glied verrenkt, so muß es gleich eingerichtet werden, sonst tritt eine Geschwulst ein und dann ist die Heilung schwieriger. Mehnlich verhält es sich hier. Dringt Wasser in das lecke Schiff ein, so muß man es sofort auspumpen, sonst versinkt das Schiff; entsteht ein Feuer im Hause, so muß man es sofort löschen, sonst brennt das Haus nieder; hat jemand Gift genossen, so muß er es schnell durch ein Brechmittel von sich werfen, sonst ist er verloren. Mehnlich ist es mit der Todssünde. Das Auge duldet nicht den geringsten Splitter, sondern fängt gleich zu tränen an und trachtet, davon gereinigt zu werden; ähnlich sollen wir es machen mit der Sünde. Die Kirche bestimmt daher zur Sündenvergebung keine festgesetzte Zeit, sondern der Sünder kann zu welcher Sünde immer zu Gott zurückkehren.

Je länger man die Befehung hinausschiebt, eine um so strengere Strafe Gottes hat man zu erwarten. Verlaß dich nicht auf die Langmut Gottes! Je länger du auf deine Buße warten läßt, desto strenger wird dich Gott richten. Denen, welche die Buße bis auf das Totenbett verschoben, nimmt Gott gewöhnlich die Möglichkeit weg, sich mit ihm zu versöhnen. (Matth. 25, 13.) Es ist die gerechte Strafe der Sünder, daß der, welcher nichts Gutes tun wollte, da er konnte, nichts mehr tun kann, da er will. (Hl. Aug.) Christus sagt: „Ihr werdet mich suchen, aber nicht finden.“ (Joh. 7, 34.) Die Zeit der Gnade ist eben vorüber. Christus verzieh zwar dem Schächer zur rechten Seite des Kreuzes, damit du nicht deiner Sünden wegen verzweifelst; aber es ist nur einer, damit du dich nicht verläßt und die Buße bis zum Tode verschiebest. (Hl. Aug.) Befehungen in der Todesstunde sind nicht so sehr Beispiele, als vielmehr Wunder. (Hl. Bern.) Denen, welche die Buße verschoben, ergeht es wie dem Feigenbaume, den Christus ohne Früchte vorfand und sogleich verfluchte. (Matth. 21, 19.)

Wer die Befehung verschiebt, ist in Gefahr, unbußfertig zu sterben. Verlaß dich nicht auf den morgigen Tag, da du nicht



Eine afrikanische Schantel.

weißt, ob dir noch eine Stunde zum Leben übrig ist. (Sl. Aug.) Gott hat zwar den Büßern Verzeihung versprochen, aber er hat ihnen den morgigen Tag nicht versprochen. Auch hat die Buße keinen Wert zu einer Zeit, wo man nicht mehr sündigen kann. Dann hast du nicht die Sünde, sondern die Sünde hat dich verlassen. Endlich verliert der Sünder auf dem Totenbette infolge seiner großen Angst oft die Geistesgegenwart; er wird ebenso ängstlich und verwirrt, wie ein Wanderer, der beim Eintritte der Nacht bemerkt, daß er den rechten Weg verfehlt hat. Außerdem besitzt der Sünder infolge seiner langjährigen schlechten Gewohnheit keine Kraft mehr, um wahre Buße zu tun, ähnlich wie ein Mensch, der lange geschlafen, trotz des Entschlusses, aufzustehen, immer noch liegen bleibt. Die Buße eines Kranken ist sicherlich auch krank, die Buße eines Sterbenden stirbt wahrscheinlich auch. — In einem baufälligen Hause will niemand schlafen, aber in deinem gebrechlichen Körper getraust du dich ganze Wochen, ganze Monate, ja ganze Jahre in der Todssünde fortzuleben. (Sl. Vinz. Ferrerius.)

Spirago.

Der Gartenbau als Erzieher.

Welchen Wert der Gartenbau in pädagogischer Beziehung mitunter haben kann, das geht aus Mitteilungen hervor, die Lehrer M. Dankler (Kohlscheid bei Nachen) im „Praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau“ macht. Er erzählt: „Ein junger Lehrer meldete sich vor etwa drei Jahren aus einem großen Industrieorte auf eine kleine Schulstelle, ein Dorf, das zur Hälfte von kleinen Bauern, zur Hälfte von Fabrikarbeitern bewohnt war. Ich riet ab, denn der kleine Ort hatte einen schlechten Ruf; besonders die Jugend war verwahrlost und schien alle Untugenden von Bauern- und Fabrikungen in sich zu vereinigen. Da wurden Obst und Beeren, Blumen und Früchte gestohlen, Obstbäume und Straßebäume abgebrochen und angeschritten, die Isolatoren der Telegraphenleitungen heruntergeworfen, und wer nur eben konnte, machte einen Umweg, um das Dorf nicht zu berühren. . . . Der junge Lehrer ging hin. Im letzten Herbst hatte ich Gelegenheit, den Ort zu besuchen, und ich muß gestehen, daß ich mich ebenso gewundert wie gefreut habe. Das Dorf ist verändert und seine Bewohner sind verändert. Das Dorf ist verändert, indem die Zahl und der Umfang seiner Gärten sich um das Doppelte und Dreifache vermehrt hat. Dazu sind die Häuser sauberer, an den Fenstern prangen beinahe ausnahmslos blühende Blumen, und Hunderte von jungen Obstbäumen stehen in schönsten Gedeihen. Und wie ist das gekommen? Der junge Lehrer, ein begeisterter Gartenfreund und Obstzüchter, hat die Jugend für Gartenbau und Obstzucht gewonnen. Das ist ein Segen für die ganze Gegend. — Anfangs hat es Mühe und Arbeit gekostet; aber die Herzen der Schulkinder waren doch aufnahmefähig. Auf Ausflügen und Spaziergängen wurden Blumen und Bäume und ihre Eigenheiten besprochen. Das war den Kindern in dieser Art neu und erweckte Teilnahme. Ist aber diese erst geweckt, so schwindet der Zer störungstrieb. Dann erhielten die Kinder Blumen zur Pflege; die Teilnahme wuchs und auch die Eltern hatten Freude an der Freude ihrer Kinder. Nun galt es, die älteren Burschen zu fangen. Hier machten Spiele den Anfang, wie Fußball, Schleuderball usw. Die Burschen kamen und wurden zutraulicher. Das war ein guter Anfang. Turnmärsche und Ausflüge boten auch hier Gelegenheit, weiter zu arbeiten. Dann sparte man Geld zusammen, um eine größere Obst- und Gartenbau-Ausstellung zu besuchen. Ja, da staunten die halbgezühten Rangen und die bedauernde Aeußerung des Lehrers: „So etwas bringen wir bei uns nicht fertig“ ärgerte und erregte Widerspruch. Stolz waren die Kerle in ihrer Art. „Sollen wir es denn einmal versuchen?“ Ja, allgemeine Zustimmung. Der Lehrer hielt fest. Vierzehn Tage darauf hatte jeder Bursche ein paar Bäumchen, und nun wurde gepflanzt, gegraben und gesät. Und der Baumfrevler? Jawohl, die Burschen hätten jeden windelweich geschlagen, der nur ein Bäumchen angerührt hätte. Nun war alles gewonnen. Statt schlechte Streiche auszuhecken, arbeitet die Jugend im Garten, und selbst im Wirtshaus hört man sie über ihre Bäume, Rosen, Gemüsearten usw. sachverständig reden. Mit jedem Tag gewinnen sie ihre Tätigkeit lieber und wenn es so weiter geht, soll im nächsten Jahre eine kleine Gartenbau-Ausstellung veranstaltet werden. Gemüse gibt es schon viel. Mit Obst müssen sie ja noch einige Jahre warten. — Ist das nicht ein Segen für das Dorf und die Gegend? Und das hat der Gartenbau zustande gebracht!“

Die Bittschrift unter der Purpurdecke des kaiserlichen Prinzen.

Der Bischof Porphyrus von Gaza kam einst nach Konstantinopel zum Kaiser Arkadius, um diesem eine dringende Bitte vorzutragen. Der Bischof hatte ein Bittgesuch verfaßt und sann nach, wie er dieses Gesuch dem Kaiser in einer für sich vorteilhaften Weise überreichen könnte. Da erfuhr er zufällig, daß man einen neugeborenen kaiserlichen Prinzen (namens Theodosius) bei ihm vorübertrage. Sofort näherte sich der Bischof mit dem Bittgesuche in der Hand dem kaiserlichen Prinzen und legte das Gesuch unter die Purpurdecke, die über das Kind ausgebreitet war. Als die Begleiter des Kindes in den kaiserlichen Palast zurückkehrten, wurde die Bittschrift hervorgezogen und dem Kaiser überreicht. Der Kaiser hatte über diesen klugen Einfall des Bischofs eine Freude und willfahrte — dem kleinen Leberbringer zuliebe — der Bitte.

Um wie viel mehr wird erst Gott Vater unsere Bitten erhören, die wir seinem eingeborenen Sohn beim hl. Messopfer mitgeben.

Mein Kreuz.

Am schönsten Tag in meinem Leben —
Zur ersten heiligen Kommunion —
Hat Vaters Freund mir einst gegeben
Ein kostbar' Kreuz! 's ist lange schon.
Dies Kreuz hab ich mit Stolz getragen
Als liebstes Schmuckstück allezeit.
An allen Sonn- und Feiertagen
Trag' ich's wie früher, so noch heut.
Doch wie viel schwerer ist zu tragen
Das Kreuz, das Gott mir auferlegt.
Es drückt mich mehr, als ich kann sagen,
Qualvoll es oft mein Herz bewegt.
Dies schwere Kreuz — du willst es kennen?
Ich denke doch, du ahnst es schon?
Soll ich mit Namen es dir nennen?
Dies schwere Kreuz — es ist mein Sohn!
Eine Abonnentin.

Benütze die Zeit!

Kostbar ist der heutige Tag, die jezige Stunde, der Augenblick; denn aus solchen Augenblicken besteht die Zeit, gleichwie ein Klumpen Goldes aus vielen Goldstäubchen besteht. Was aber so schnell verrinnt, das ist unser Leben, das sind die Zeitfristen; sie alle münden in den Ozean der Ewigkeit ein. O Herbst meines Lebens, der du so eilig dem Winter zuschreitest, verwandle dich in Frühling! — Umsonst — einen Pfad wandle ich, auf dem es kein Zurückschreiten gibt. —

**Se. Eminenz
Kardinal Fürsterzbischof Dr. Nagl von Wien**

gest. 4. Februar 1913.

Der hohe Verbliebene war stets ein großer Freund und Gönner unserer Mariannhiller Mission. Möge der Herr ihm alles reichlich lohnen! R. I. P.

Briefkasten.

Wir bitten, den Namen und Wohnort recht deutlich zu schreiben. Mitunter sind die Briefe ganz schön geschrieben, bis auf die Unterschrift, die kaum zu entziffern ist. Die Folge davon ist, daß viele unserer Antwortschreiben zurückkommen mit dem Vermerk: „Adressat unbekannt!“

- Byšez: Betrag dankend erhalten.
- Neustadt, D.-S.: Betrag für 2 Heidenkinder, Josef und Maria, erhalten.
- Claslin, Rans.: Betrag, 25 Doll., erhalten.
- Oberachern: Erhalten.
- Tr. Sch., Untermünsterthal: Erhltm. „Gratiarum actiones“.
- Hartheim: Betrag zur Josephs-Statue dkb. erhalten.
- Senden: Betrag für Hdbk. „Rosina“ durch A. Schmidt dankend erhalten.
- Frau Charl. Lämmle, Provinz Hannover: Dkb. erhalten.
- St. im Algäu: Dankend erhalten.
- Kolbing: Herzl. Vergelt's Gott für gesandte Gabe für Mariannhill und St. Paul.
- Sonthofen: Betrag für Hdbk. „Kreszentia“ dkb. erhalten.
- Deggendorf: Betrag für 3 Heidenkinder dkb. erhalten.
- G. V.: Betrag dkb. erhalten.
- Betrag zur Josephs-Statue und für Harmonium aus Lothringen erhalten.
- Langenbrud: Betrag für Erstkommunikanten erhalten.
- S. R. i. A.: Dkb. erhalten.
- H. M. G.: Erhalten.
- Grombach: 50 Mk. dkb. erhalten.
- Ein Abonnent des Vergißmeinnicht zu Ehren des heiligen Joseph um eine glücksel. Sterbstunde durch Hochw. Hrn. Hfr. Heiter, Aufzhausen, 100 Mk.
- Urmatt: Für 1 Hdbk. v. Sr. M. 21 Mk., als Patin 5 Mk. dkb. erhalten.

Dankfagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen gingen ein aus:

Würzburg, Ampfing, Großheubach, Marktbreit, Niederaltich, Bittthard, Ottebeuren, B., Wittbg., Hartheim, Frankfurt, Oberharthausen, Birnsfeld, Fehrenbach, Kürnach, Rodheim, Jissing, Oberroldham, Zell a. S., Oberlandringen, Oberachern, Sulz, Bobenheim, Rauenberg, Oberamt Ravensburg, Schönwag, Ruhstorf, Fuchsstadt, Guppendorf, Dahlen, Schömberg, Obergermaringen, Seufel, Hezles, Hannover, Zengen, Ravensburg, Niederrieden, Waischenfeld, Mengen, Weilheim, Emmelhofen, Bad Dürrenheim, Gersfeld, Heimen-

firch, Flossing, Konstanz, Steinstadt, Augsburg-Dechhausen, Zell, Langendorf, Kützheim, Oberwittstadt, Zeil a. M., Obermittighausen, Fulda, Wasserlojen, Thingen, Jammelstetten, Buchberg, Grettstadt, St. Blui, Gr. i. M., Ullberg, Eigeltingen, Gumbelsheim, Höllmühle, Adlsdorf, Allfeld, Motten, Ranholz, Zbach, Cham, Arlesheim, Hausen, St. Fiden, Niedermuhren, St. Gallen, Wildhaus, Wallenstadt, Luzern, Oberdingen, Güttingen, Davos-Platz, Stalbenried, Mangwil, Derlton, Langgasse, Schönenwerd, Bürglen, Altdorf, Brislach, Wollshofen, Alberswil, Zbach-Schwyz, Escholzmatt, Duznang, Burgthalben, Bremgarten, Grethenbach, Oberdingen, Dirschau, Berlin, B. B., Sch., Ratibor, Breslau, Cincinnati, Ohio (Zmal), St. Joseph, Mo., Milwaukee, Wis., Albany, N.-Y., Kingston, N.-Y.

Memento.

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

August Hildebrand, Berlin. Barbara Schmitt, Obermittighausen, Maria Zimmermann. Anna Hundseber und Maria Paringer, Adlsofen. Kaspar Erber, Birnslofen. Sofie Kronenberger und Wilhelm Gomm, Mühlenrente. Helena Schmälke, Seebach. Franziska Bürl, Kappelrodel, Rath Mauerer, Birkenhördt, Theresie Hefter, Soden. Johann Knüpping, Würzburg. Johann Warislohner, Babing. Simon Klieger, Schwaig. Georg Eismann, Kersbach. Franziska und Andreas Kimmig, Nubbach. Marg. Gämeyer. Louise Schmidt. Margaretha Schmitt, Wöhrnsgehaig. Wilh. Heil. Josephina Wengler, Köschwoog. Maria Niedermeyer, Niedenberg. Josef Forster. Konstantin Sutter, Metefen. Theresia Maier, Gertrud Schnell, Hartheim. Josef Dorner, Regensburg. Balthasar und Anna Maria Kaumann und Katharina Elseher, Wiesen. Johanna Krauth, Gotteszell. Maria Haas, Bischofsrent. Kath. Gmelling. Jos. Würsch, Nnochs. Jaf. Jos. und Berner Stoffel, Mols. Zul. Wistele, Niedergerlafingen. Maria Furthmüller, Wevey. Johann Euter, Gersau. Jakob Weibel, Andwil. Sophie Näfiger, Adlsdül. Christina Wunderli, Anw. Armin Meier, Weitingen Kapl. Hürlimann, Zizers. Farrer Friedr. Casuti, Luggen. Hochw. H. Direktor Dorfner, München. Georg Düll, Ingoilstadt. Philipp Jünlich, Fehrenbach. Elisabeth Wehinger, Kleineisenbach. Agatha Rauch, Bamberg. Margaretha Thalor, Texas, Nordamerika. Kaver Meier, Vaienfurt. Frau Ceppler, Pfaffenhofen. Angelina Gehrich, Wiedischbuch. Lorenz Landgraf, Mattelsdorf. Joh. Mafhorn, Unterzettlich. Kreszenz Holzappel, Eizenberg. Katharina Böller, Zeistam. Walh Wagner, Mitterteich. Marg. Martin, Zeil a. M. Franziska Haag, Obermittighausen. Euphrosina Dit, Hofmeier. Eva Schwab, Hembhofen. Magdalena Dampfhofer, Gumbrechtshofen. Anna Schmittner, Wessobrunn. Joseph Schwaiger, Birkach. Joh. und Maria Desner, Oberschwarzach. Anastasia Krämer, Wonsfurt. Nikol, und Elijb. Marg. Kapl., Dorothea und Josef Müller aus Humprechtshausen. Farrer Koob, Steinsfeld. Barb. Schud, Wonsfurt. Amandus Belz, Motten. Cäzilia Wüchner, Gohmannsdorf. Michael Gregg, Steimental. Maria Anna Schwarz und Monika Glatt, Hilzingen. Wolfgang Eichenjeer, Dornau. Maria Kuchenreuther, Steinweg b. Regensburg. Jos. Gregor und Thomas Mall und Maria Göz, Stein. Hohna Stegmüller, Villenbach. Maria Prehwitz, Altmohrau. Rose Rupe, Detroit, Mich. Mrs. Klode, Randolph, Nebr. John Dankoi, Hamburg. Jowa. Flora Weiß, Falksviem, Canada. Maria Geiz, Milwaukee, Wis. Mrs. Sand, Nebraska City, Nebr. Mathia Zimmer, Milwaukee, Wis. Franziska Jylla, Minneapolis, Minn. Christina Kellinghaus, Veemer, Nebr. Magdalena Keindl, Bird Island, Minn. Joseph Vogel, Dodge, Nebr. Maria Hammerschmidt, Mrs. Heß, Maria Drummer, Kuniunda Fuchs, Barbara Deek, John Heß, William Auer, Joseph Friele, Maria Dengler, Katharina Luz, Kate und Viola Kimm, Philipp Darmstadt, Mrs. Saum, sämtliche von Brooklyn, N.-Y.

Gesunde, kräftige, junge Leute,

welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmischein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers, eventuelle Arbeitszeugnisse.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.